

16. Jahrgang 2006 Heft 3

**Transfer lokalisiert:  
Konzepte, Akteure, Kontexte**

**C**

**COMPARATIV**

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

---

# COMPARATIV

## Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V./  
European Network in Universal and Global History  
von Matthias Middell und Hannes Siegrist

### REDAKTION

Sebastian Conrad (Berlin), Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert  
(Hamburg), Hartmut Elsenhans (Leipzig), Wolfgang Fach (Leipzig),  
Eckhardt Fuchs (Mannheim), Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell  
(Leipzig), Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist (Leipzig), Stefan  
Troebst (Leipzig), Georg Vobruba (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

### ANSCHRIFT DER REDAKTION

Zentrum für Höhere Studien  
Universität Leipzig  
Augustusplatz 10/11, 04109 Leipzig  
Tel.: (0341) 9730230 Fax: (0341) 9605261  
middell@rz.uni-leipzig.de

### REDAKTIONSSEKRETÄRIN

Katja Naumann (knaumann@uni-leipzig.de)

COMPARATIV erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang  
von jeweils 140 Seiten. Einzelheft € 8,00; Doppelheft € 15,00; Jahres-  
abonnement € 40,00; ermäßigtes Abonnement € 18,00. Abonnement für  
Mitglieder der Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V./European Network in  
Universal and Global History € 25,00 (im Mitgliedsbeitrag enthalten).

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die Redaktion.  
Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder direkt an den Verlag.

Ein Bestellformular finden Sie unter:  
[www.uni-leipzig.de/~sfb417/comp/formular.html](http://www.uni-leipzig.de/~sfb417/comp/formular.html)

---

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT:

Carol Adamson (Stockholm), Garreth Austin (London), Jerry Bentley (Honolulu), Ida Blom (Bergen), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris/Berlin), Michael Geyer (Chicago), Alberto Gil Novales (Madrid), Margarete Grandner (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Miroslav Hroch (Prag), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill/Potsdam), Hartmut Kaelble (Berlin), Wolfgang Küttler (Berlin), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Attila Meleg (Budapest), Patrick K. O'Brien (London), Horst Pietschmann (Hamburg), Ljudmila A. Pimenova (Moskau), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Edoardo Tortarolo (Turin), Peer Vries (Leiden), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Oststr. 41, D - 04317 Leipzig  
Tel./Fax: (0341) 99 00 440

info@univerlag-leipzig.de  
www.univerlag-leipzig.de

---

# **Transfer lokalisiert: Konzepte, Akteure, Kontexte**

**Herausgegeben von  
Barbara Schulte**



Leipziger Universitätsverlag 2006

**Comparativ** : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und  
vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell  
und Hannes Siegrist – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 16, H. 3. Transfer lokalisiert: Konzepte, Akteure, Kontexte – 2006

**Transfer lokalisiert: Konzepte, Akteure, Kontexte.** Hrsg. von  
Barbara Schulte – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2006

(Comparativ ; Jg. 16, H. 3)

ISBN 3-86583-149-9

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2006  
COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und  
vergleichenden Gesellschaftsforschung 16 (2006) 3  
ISSN 0940-3566  
ISBN 3-86583-149-9

---

## Inhaltsverzeichnis

<i>Hartmut Kaelble</i>	Herausforderungen an die Transfergeschichte	7
<i>Stefan Beck</i>	Praktiken der Lokalisierung. Transfer, Hybridisierung und Interdependenz als Herausforderung ethnologischer Beobachtung	13
<i>Ines Stolpe</i>	Die Mongolisierung des Sowjetsterns. Ein Beispiel für die Rolle des Zufalls beim Transfer von Symbolen	30
<i>Verónica Oelsner/ Barbara Schulte</i>	Variationen des Anderen: Die Wahrnehmung ausländischer Bildungsmodelle in der argentinischen und chinesischen Modernisierungsdebatte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert	44
<i>Deborah Johnson</i>	Wak Ketok Defends <i>Melayu</i> : Mediated Exchange and Identity Formation in late 1930s Singapore	68
<i>Tsypylma Darieva</i>	Bringing the Soil back to the Homeland. Reconfigurations of Representation of Loss in Armenia	87
<i>Susan Rößner</i>	Ort und Raum. Funktionsmechanismen und Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften	102

### Buchbesprechungen

Robert Rollinger/Christoph Ulf (Hrsg.): <i>Commerce and Monetary Systems in the Ancient World. Means of Transmission and Cultural Interactions</i> , Wiesbaden 2004 ( <i>Klaus Geus</i> )	119
Ann Hughes: <i>Gangraena and the Struggle for the English Revolution</i> , Oxford 2004; Ronald Hutton: <i>Debates in Stuart History</i> , Houndmills/Basingstoke 2004; Allan I. Macinnes: <i>The British Revolution, 1629–1660</i> , Houndmills/Basingstoke 2005 ( <i>Roland Ludwig</i> )	124

Thomas Fischer/Anneliese Sitarz (Hrsg.): Als Geschäftsmann in Kolumbien (1911–1929). Autobiographische Aufzeichnungen von Hans Sitarz, Frankfurt a. M. 2004 ( <i>Ulrike Bock</i> )	130
Stefan Breuer: Nationalismus und Faschismus. Frankreich, Italien und Deutschland im Vergleich, Darmstadt 2005 ( <i>Wolfgang Wippermann</i> )	133
Marek Jan Chodakiewicz: Between Nazis and Soviets. Occupation Politics in Poland, 1939–1947, Lanham, Boulder 2004 ( <i>Klaus-Peter Friedrich</i> )	135
Josie McLellan: Antifascism and Memory in East Germany. Remembering the International Brigades 1945–1989, Oxford 2004 ( <i>Mario Keßler</i> )	140
Susanne Kaul/Rüdiger Bittner: Fiktionen der Gerechtigkeit. Literatur – Film – Philosophie – Recht, Baden-Baden 2005 ( <i>Helmut Goerlich</i> )	142
Alexander Endreß: <i>Die Kulturpolitik des Bundes. Strukturelle und inhaltliche Neuorientierung zur Jahrtausendwende?</i> , Berlin 2005 ( <i>Thomas Höpel</i> )	145
Autorinnen und Autoren	151

## Herausforderungen an die Transfersgeschichte

Das Themenheft „Transfer lokalisiert“ enthält ethnologische und geschichtswissenschaftliche Artikel, die innerhalb des Sonderforschungsbereichs „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel“ an der Humboldt-Universität zu Berlin entstanden. Der SFB macht es sich zur Aufgabe, europäische, ostasiatische, nahöstliche, afrikanische und lateinamerikanische Gesellschaften in ihren Repräsentationen und wechselseitigen Beziehungen zu untersuchen. Deshalb behandeln die Beiträge dieses Bandes ganz unterschiedliche Regionen der Welt, ostasiatische, zentralasiatische, südostasiatische, lateinamerikanische, osteuropäische und westeuropäische Fälle. Im Rahmen dieses SFB wurde eine Arbeitsgruppe „Transfer“ gegründet. Auf einem Studientag dieser Arbeitsgruppe am 9. Dezember 2005 in Berlin wurden die Beiträge dieses von Barbara Schulte herausgegebenen Themenhefts erstmals vorgetragen.

Transfers werden auf dieser Tagung verstanden als Austauschprozesse, die reziprok sind, nicht nur in einer Richtung verlaufen und durch unterschiedliche Akteure und über unterschiedliche Medien betrieben werden. Transfers können in verschiedener Weise, durch Waren, Personen, Texte, Geschenke getragen werden. Dieses Themenheft konzentriert sich auf die Transfers von Repräsentationen, von Bedeutungen und Konzepten. Mit *lokalisierten* Transfers, dem Titel des Themenhefts, ist bewusst Verschiedenes angesprochen. Es soll damit deutlich gemacht werden, dass es sich nicht um ein Methodenheft, sondern um empirische Untersuchungen handelt. Mit diesem Ausdruck soll auch daran erinnert werden, dass Transfers in der Regel an bestimmten Orten, in bestimmten Institutionen, und dort durch bestimmte Akteure stattfinden. Es soll auch festgehalten werden, dass Transfers nie bloße Imitationen, sondern immer Aneignungen und Veränderungen im Kontext der Lokalität sind, an dem sich Transfers ereignen, manchmal eher Indigenisierungen, manchmal eher Hybridisierungen. Mitgedacht ist allerdings, dass manche Transfers ganz im Gegenteil auch zu einer Enträumlichung, zu einer Kosmopolitisierung führen können.

In dieser kurzen Einleitung sollen die Situation der Transferforschung in einer der beiden an diesem Themenheft beteiligten Disziplinen, in der Geschichtswissenschaft, skizziert und gleichzeitig die Beiträge dieses Themenhefts eingeordnet werden. Die Situation in der

anderen beteiligten Disziplin, in der Ethnologie, behandelt Stefan Beck in seinem Beitrag.

Wie sieht die Situation in der Geschichtswissenschaft aus? Transfergeschichte ist in keiner Weise ein übersehenes, weggedrücktes oder missverstandenes Thema der Geschichtswissenschaft. Ganz im Gegenteil drehten sich wichtige Kontroversen, attraktive Themenfelder und methodische Debatten um die Geschichte von Transfers.

Die große Kontroverse, in deren Mittelpunkt eine sehr umstrittene Transferthese stand, war der Historikerstreit am Ende der 1980er Jahre. Er drehte sich um die Behauptung, der NS-Genozid habe sich an den sowjetischen Massenmorden orientiert und sei ein Transfer von Liquidierungsideen aus der UdSSR in das NS-Deutschland.

Seit langem und bis heute höchst attraktive Themenfelder haben ebenfalls Transfers im Zentrum. Nur wenige seien genannt: die Amerikanisierung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg und die Transfers von amerikanischen Konsumstilen, Managementmethoden, Wissenschaftsansätzen, Wahlkampfmethoden und Politikstilen nach Europa; oder die Reform der französischen Hochschulen seit 1870/71 und die Rolle des deutschen Universitätsmodells, wiederum ein Transfer; oder die intensive Debatte über den Postkolonialismus, über die Transfers von liberalen Konzepten aus Europa in die außereuropäischen Kolonien durch die Kolonisierten, denen die Transfers von Konzepten der Menschenrechte, der nationalen Souveränität, der wirtschaftlichen Entwicklung durch die Kolonialherren nicht weit genug gingen. In allen diesen Beispielen, zu denen man viele andere hinzufügen könnte, ging es um Transfers im Sinne von Umwandlungen von Konzepten, Bedeutungen, Mentalitäten, Institutionen bei der Übertragung von einem Land in ein anderes Land.<sup>1</sup>

Schließlich steht die Transfergeschichte schon seit einer Reihe von Jahren im Mittelpunkt einer methodischen Debatte um die Vorzüge von Vergleich und von Transfer, die entweder als gegensätzliche, sich ausschließende, bessere oder schlechtere Methoden oder als eine neue Methodenkombination der Geschichtswissenschaft angesehen und diskutiert werden. Diese Debatte findet allerdings bisher nur in Frankreich und Deutschland und dort auch nur zwischen Literaturwissenschaftlern und Historikern statt.<sup>2</sup>

---

1 Vgl. als Publikationen, über die sich die weitere Literatur erschließen lässt: V. de Grazia, *Irresistible Empire. America's Advance through 20th-Century Europe*, Cambridge/Mass. 2005; C. Charle, *La république des universitaires 1870–1914*, Paris 1994; D. Chakrabarty, *Provincialising Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000.

Gleichzeitig sieht sich die Transferforschung heute in der Geschichtswissenschaft vor eine ganze Reihe neuer Herausforderungen gestellt. Ich sehe sechs solcher Herausforderungen:

Eine erste Herausforderung ist die Forderung nach einer grundlegend veränderten Perspektive der historischen Analyse. Es wird gefordert, dass das Primat des Inneren in der Analyse von historischen Umbrüchen, Wandlungen, Ereignissen aufgegeben wird. Sie sollen nicht mehr primär aus den inneren Bedingungen eines Landes, einer Region oder eines Kontinents erklärt werden. Die Außenbeziehungen und dabei vor allem die Transfers sollen als entscheidende Faktoren von Veränderungen verfolgt werden. Das Primat des Inneren soll durch ein Primat der Transfers ersetzt oder zumindest ergänzt werden. Dies ist keine Rückkehr zum Primat der Außenpolitik, die oft als Bedrohung, als dauerhafter Konflikt zwischen Nationen, als Zusammenstoß von nationalen Interessen aufgefasst wurde. Ganz im Gegenteil werden Transfers als Verbindungen zwischen Nationen, Regionen oder Kontinenten gesehen, sei es zwischen Gleichrangigen, sei es in imperialen Beziehungen, sei es in der Suche nach Modernisierungsmodellen. Bisher fehlen noch exemplarische, modellartige Untersuchungen zu diesem neuen Ansatz. Aber die Herausforderungen sind formuliert und erste Skizzen liegen vor.<sup>3</sup>

Eine zweite Herausforderung: Bisher wurden Transfers überwiegend zwischen zwei Ländern untersucht, sei es zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten, sei es zwischen modernen und modernisierenden Ländern, sei es zwischen konkurrierenden Ländern. Dagegen wurden multilaterale Transfers nur wenig erforscht. Multilaterale Transfers verlangen andere Methoden, da die Akteure, der Wandel von Repräsentationen und Bedeutungen viel komplexer sind. Gleichzeitig kommen multilaterale Transfers in der Geschichte viel häufiger vor als bilaterale Transfers. Sie sind fast das tägliche Brot der Historiker. Alle Untersu-

---

2 Vgl. M. Werner/B. Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung, Der Ansatz der *histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), H. 4, S. 607-636; S. Conrad/S. Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002; H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2003.

3 Vgl. G. Budde/S. Conrad/O. Janz (Hrsg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006; S. Conrad/J. Osterhammel (Hrsg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004; demnächst: S. Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, München 2006.

chungen dieses Themenhefts befassen sich mit multilateralen Transfers und verwenden Methoden, die den Zugang zur Multilateralität eröffnen.

Eine dritte Herausforderung: Transferuntersuchungen zwischen Nationen und zwischen Zivilisationen laufen Gefahr, zu abstrakt zu werden und den Transferprozess zu sehr zu enträumlichen. An welchem Ort genau in Europa seit 1945 Amerikanisierung stattfand, wo das deutsche Universitätsmodell nach 1871 in Frankreich übertragen wurde oder wo liberale europäische Konzepte in früheren europäischen Kolonien übernommen wurden, bleibt oft im Vagen. Um Transfers genauer zu verstehen und zu erklären, muss man wissen, an welchen Orten und durch welche Akteure Transfers stattfinden. Die Amerikanisierung Europas fand an ganz bestimmten Orten statt, an anderen dagegen nicht. Das deutsche Universitätsmodell wurde vor allem an der Sorbonne übernommen, an anderen französischen Universitäten weit weniger. Liberale europäische Konzepte wurden in bestimmten Städten Indiens von bestimmten Akteuren übernommen, in anderen Teilen und von anderen Akteuren Indiens dagegen nicht. Dieser Herausforderung nach einer Lokalisierung der Transfers folgen alle Beiträge dieses Themenheftes.

Daran schließt sich eine vierte Herausforderung an. Man sollte gerade in einer Welt des Überflusses und der Leichtigkeit der Transfers zwischen Nationen und Kontinenten die ebenso gewichtige Geschichte der ausgebliebenen, verpassten, abgelehnten oder verbotenen Transfers nicht vergessen. Die Geschichte von Transfers kann nicht einfach als eine Geschichte von kontinuierlichen Zuwächsen, von immer stärkeren Verflechtungen, einer immer stärkeren Annäherung an ein globales Dorf geschrieben werden, in dem die Distanzen bedeutungslos werden und jeder von jedem weiß und mit ihm kommuniziert. Auch in der Geschichte der jüngsten Globalisierung wurden Transfers abgelehnt, unterbrochen, verboten. Die Geschichte der Teilung Europas in das westliche und östliche Europa zwischen 1947/48 und 1989/90 war ein Geschichte des massiven Abbruchs von Transfers, die über Jahrhunderte an bestimmten Orten und durch bestimmte Akteure zwischen diesen beiden Teilen Europas stattgefunden hatten. Die Geschichte der Amerikanisierung Europas seit 1945 ist immer auch eine Geschichte der Verweigerung von Transfers aus den USA nach Europa, teils durch Regierungen vor allem im östlichen Europa, teils durch Intellektuelle überall in Europa, teils durch Unternehmer im westlichen Europa, die andere Managementmodelle bevorzugten. Transfers lassen sich nicht einfach als anthropologische Grundkonstante des menschlichen Lebens auffassen. Sie werden gemacht und gewollt, aber auch verweigert, abgebrochen und

verboten. Dieses Themenheft versucht, auch auf diese Herausforderung Antworten zu geben.

Eine fünfte Herausforderung: Jede Transferuntersuchung steht vor der Entscheidung, bis zu welchem Grad sie gleichzeitig auch ein Vergleich sein soll. Ob sich Transferuntersuchungen und Vergleiche verbinden lassen und verbunden werden sollen, ist in den letzten Jahren kontrovers diskutiert worden. Die Entwicklung dieser Debatte habe ich an anderer Stelle vorgestellt.<sup>4</sup> Aus dieser intensiven Debatte über Transfer und Vergleich ziehe ich persönlich den Schluss, dass historische Transferuntersuchungen und Vergleiche verbunden werden sollten. Sicher können aus ganz praktischen Gründen nicht in jeder empirischen Untersuchung Transfers und Unterschiede mit der gleichen Quellendichte verfolgt werden. Aber grundsätzlich hat eine Kombination beider Ansätze Vorteile. Transferuntersuchungen brauchen den Vergleich, um zu verfolgen, wie stark die Veränderungen, die Aneignungen oder Hybridisierungen waren. Umgekehrt brauchen auch Vergleiche die Transferuntersuchung, da Transfers oft wichtige Ursachen für Konvergenzen, manchmal aber auch für Divergenzen gewesen sein können. Es ist deshalb nicht überraschend, dass jeder Beitrag des Themenheftes diese Frage unterschiedlich löst.

Eine sechste Herausforderung: Haben wir die richtigen Begriffe gefunden? Der Ausdruck „Transfer“ ist in Frankreich und Deutschland eingeführt und vergleichsweise präzise, ist allerdings in den angelsächsischen Ländern weitgehend unbekannt. Er hat auch den Nachteil, dass er nur den Wandel von Bedeutungen und Repräsentationen beim Übergang von einer Gesellschaft zur anderen erfasst und nicht die Verflechtungen zweier Gesellschaft in ihrer ganzen Breite behandelt. Man kann sich deshalb fragen, ob man nicht besser von historischen Verflechtungen sprechen sollte. Dagegen wiederum kann man anführen, dass nur manche Länder eng miteinander verflochten sind, aber begrenzte Transfers zwischen vielen, auch nicht verflochtenen Ländern und Kontinenten stattfinden. Man kann auch überlegen, ob man einen neutraleren Ausdruck wie Beziehungsgeschichte benutzen soll. Aber auch mit diesem Ausdruck wird eine wichtige Entwicklung jeder transnationalen Geschichte nicht erfasst: transnationale Öffentlichkeiten, transnationale soziale Milieus, transnationale soziale Bewegungen, Entscheidungen von internationalen und supranationalen Organisationen, wie etwa der UNO oder der Europäischen Gemeinschaft, in die viele Transfers aus Nationen eingehen, umgedeutet werden und wiederum auf Nationen

---

4 H. Kaelble, Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt? In: Geschichte transnational (geschichte-transnational.clio-online.net).

zurückwirken. Im Einzelnen kann meist überhaupt nicht mehr verfolgt werden, welche Transfers auf diesem Umweg von einem Land zum anderen gingen. Es gibt bisher auch keinen wissenschaftlichen Begriff dafür. Diese offene Situation hat auch in der Arbeitsgruppe „Transfer“ zu intensiven Debatten über Begriffe geführt und erklärt, warum in diesem Themenheft keine völlig einheitliche Sprache herrscht.

## Praktiken der Lokalisierung. Transfer, Hybridisierung und Interdependenz als Herausforderungen ethnologischer Beobachtung

Die Ethnologie leidet seit Jahren unter dem (Selbst-)Verdacht, dass die Disziplin von einem container-artigen Verständnis der Kultur ausginge: von einem Verständnis, in dem Kulturen als territorial fixierte und abgeschlossene Einheiten erschienen. Tatsächlich hat es immer wieder Studien gegeben, die die Abgeschlossenheit von „communities“ und lokalen Gemeinschaften betonten und demgegenüber die Außenbeziehungen und vielfältigen Verbindungen dieser lokalen Untersuchungseinheiten eher vernachlässigten oder sie weitgehend ignorierten.<sup>1</sup> Insbesondere den lange Jahre sehr einflussreichen ethnographischen Arbeiten des US-amerikanischen Kulturanthropologen Robert Redfield kann dieser Vorwurf durchaus zu Recht gemacht werden. Redfield etablierte mit seinen Studien, die mit der Publikation von „The Little Community. Viewpoints for the Study of a Human Whole“ 1955 ihren Höhepunkt fanden, in der Nachkriegszeit die „Gemeindestudie“ als den Königsweg zur Produktion ethnologischen Wissens. Doch bei allem Einfluss dieses Wissenschaftsprogramms war dessen Ausrichtung auch schon in den 1950er Jahren alles andere als unumstritten. So kritisierte etwa der in Mexiko forschende Anthropologe Oscar Lewis bereits 1951, dass Redfields Konzeption der lokalen Gemeinschaft als eine relativ homogene, isolierte, gut integrierte und weitgehend reibungslos funktionierende soziale Einheit alles andere als überzeugend sei: „[Redfield’s] Bild des Dorfes weist eine Rousseau’sche Qualität auf, die mit leichter Hand alle Belege für Gewalt, Spaltungen, Grausamkeit, Krankheit, Leiden und fehlende Anpassung an die Umwelt beiseite schiebt. Wir erfahren wenig über Armut, ökonomische Probleme und politischen Streit. Demgegenüber durchzieht die Studie die Betonung von Kooperation und einheitsstiftenden Faktoren.“<sup>2</sup>

---

1 Vgl. hierzu als Überblick A. Gupta/J. Ferguson, *Anthropological Locations. Boundaries and Grounds of a Field Science*, Berkeley 1997.

2 O. Lewis, *Life in a Mexican Village: Tepotzlán Restudied*, Urbana 1951, S. 428; Übers. S.B.

Diese Ignoranz gegenüber Außeneinflüssen auf die zu untersuchenden Forschungsobjekte war dabei bereits in den 1920er Jahren von Bronisław Malinowski als *methodisches Gebot* für die Produktion ethnologischen Wissens etabliert worden, ein Gebot jedoch, dass offensichtlich auch für ihn selbst eher den Status einer produktiven Fiktion annahm.<sup>3</sup> Sie diente vor allem als Arbeitsanweisung, die Lebensumstände in den Untersuchungsgebieten *aus der Perspektive der Eingeborenen* zu beschreiben und die Anwesenheit anderer Europäer im Feld zu ignorieren. Dieser eher isolationistisch scheinenden Perspektive stehen jedoch bei Malinowski zahlreiche andere Beobachtungen völlig unverbunden gegenüber, in denen er etwa schildert, wie diese Eingeborenen in den Missionsschulen in den Jahren, bevor er mit seiner Forschung begonnen hatte, bereits eine Vorliebe für das Cricket-Spiel entwickelt hätten.

Festzuhalten ist, dass dieses *methodische Gebot*, wie es in den sehr einflussreichen Studien von Malinowski oder Redfield vorgeschlagen wurde, für die internationale ethnographische Wissensproduktion nie dominant wurde. Im Gegenteil – tatsächlich gibt es wohl kaum Studien, in denen die Einbindung des Untersuchungsfeldes in größere soziale, ökonomische, politische und kulturelle Kontexte und Austauschbeziehungen *nicht wenigstens am Rande* zum Thema gemacht worden wäre. Allerdings: im Zentrum der Untersuchungen standen diese Austauschbeziehungen und Verbindungen in der Regel eher nicht. Typisch für dieses Erkenntnisinteresse der überwiegenden Zahl ethnographischer Studien in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist etwa die Studie des britischen Sozialanthropologen Julian Pitt-Rivers, der ein andalusisches Dorf in den 1950er Jahren untersuchte. Sein Ziel war es, die soziale Struktur des Dorfes „in Aktion“ zu untersuchen, also die sozialen Beziehungen und ihre Logik zu erfassen – wie er sein Unternehmen beschrieb: „Ich habe versucht, die Werte zu erfassen, die [im Dorf] an Besitz und Status, an sexuelle Beziehungen und die Familie, an politische Autorität und die moralischen Gesetze der Gemeinschaft geknüpft werden, zum Übernatürlichen und zum Natürlichen; und ich habe mich bemüht zu zeigen, wie [diese Werte systematisch] aufeinander und auf die sozialen Strukturen des gesamten Landes bezogen sind.“<sup>4</sup> Dabei berücksichtigte er durchaus *externe Faktoren*, wie etwa *nationalstaatliche Politik* und *ökonomische Entwicklungen*, in ihren Auswirkungen auf sein Dorf ebenso wie die Beziehungen, die Dorfbewohner nach außen zu Händlern, Handwerkern und Adeligen knüpfen. Doch obwohl die Be-

3 B. Malinowski, *Argonauts of the Western Pacific*, London 1922.

4 J. Pitt-Rivers, *The People of the Sierra*, London 1954, S. xii.

wegung der Anarchisten ebenso Erwähnung findet wie der Bürgerkrieg oder die ökonomische Krise durch den Verlust der Spanischen Kolonien, spielen diese Faktoren nur als *Randbedingungen* der eigentlichen Analyse des Dorflebens eine Rolle. Im besten Falle *spiegeln sich in den direkt beobachteten Interaktionen der Dorfbewohner, ihren ökonomischen Entscheidungen und Hoffnungen* diese überlokalen, regionalen oder nationalen Einflüsse.

## Grenzen – Verbindungen – Hybridisierungen

Diese eingeschränkte Perspektive, die vor allem die direkt beobachtbaren Interaktionen und kulturellen Orientierungen in einem lokal eng umschriebenen „Feld“ als Beobachtungsobjekte des Anthropologen definierte, ist vor dem Hintergrund der Fachgeschichte der internationalen Kultur- und Sozialanthropologie durchaus alles andere als selbstverständlich. Denn die Anthropologie, wie sie von Franz Boas und seinen Schülern und Schülerinnen entwickelt worden war, zeichnete sich durch eine ganz besonders ausgeprägte Sensibilität für kulturelle Hybridisierungen und translokale Verbindungen aus. Diese Aufmerksamkeit kann schon deshalb wenig überraschen, weil viele dieser AnthropologInnen entweder einem jüdisch-intellektuellen Milieu Alteuropas entstammten, selbst als Migranten von Europa aus nach Amerika gekommen waren oder sich als frühe Feministinnen ihrer sozialen Marginalität und Fremdheit im akademischen Milieu nur allzu bewusst waren.

### Boas: Ethnologie als Geschichte kulturellen Austausches

Das von Boas entworfene Forschungsprogramm war vor allem gegen die Annahmen des Evolutionismus gerichtet, die Vorstellung, dass sich alle Kulturen von einem Ursprung aus hin zu immer komplexeren und „höher stehenden“ Formen entwickelt hätten – wobei die europäische Kultur und Zivilisation in den Augen vieler Evolutionisten den jüngsten und am weitesten entwickelten Zweig repräsentierte. Boas unterwarf diese Sicht einer radikalen Kritik; vor allem seine Studien indianischer Sprachen dienten ihm als empirische Grundlage, die Grundlinien seines kulturellen Diffusionismus auszuarbeiten. Statt die Ähnlichkeiten in den Sprachen der nordamerikanischen Indianer auf eine im Nebel der Vorgeschichte liegende, gemeinsame „Ursprache“ zurückzuführen, analysierte er die wechselseitigen Einflüsse zwischen den Sprachen. Ihn interessierte, wie durch die Bildung von Lehnwörtern, durch Aneignung oder Abwandlung von Vokabeln oder der Beeinflussung von Phonemen nachhaltige Spuren des wechselseitigen Austausches zwischen Sprachen

rekonstruiert werden könnten. Diese Prozesse der Interdependenz oder Vermischung erfasste Boas bereits in einem Artikel aus dem Jahre 1929 mit dem den Naturwissenschaften entlehnten Begriff der „Hybridisierung“.<sup>5</sup>

Im hier diskutierten Zusammenhang ist dabei vor allem das Konzept der „kulturellen Grenze“ zwischen Gruppen relevant, wie es von Boas und seinen NachfolgerInnen konzipiert wurde. Wichtigste Vorannahme war dabei, dass kulturelle Entwicklungen nicht durch universelle, autonome und gesetzmäßige Wandelprozesse, sondern durch historisch kontingente, intensive oder extensive Austauschprozesse zwischen Kulturen getrieben seien. Aus dieser Perspektive interessierte besonders die Diffusion von Objekten, Bildern, Geschichten, Ideen, Techniken oder Menschen zwischen Gruppen. Die Annahme „kultureller Grenzen“ hatte also eher den Sinn, die über diese Grenzen hinwegreichenden *flows* zu registrieren. Für Boas war dabei offensichtlich, dass Kulturen intern höchst plural und wesentliche Elemente eklektisch zusammengestellt seien; Kultur – so kann in einer moderneren Terminologie zusammengefasst werden – zeichnete sich für Boas und seine Schule vor allem durch Kontingenz aus. So schrieb er etwa bereits 1887, Kulturen seien zutiefst geprägt von „der Geschichte der Menschen, dem Einfluss der Regionen, durch die sie bei ihren Migrationen zogen, sowie durch den Kontakt mit anderen Gruppen“.<sup>6</sup> Die Aufgabe der Ethnologie sah er demgemäß in der historischen Analyse dieser Kontingenzgeschichten. Dabei war es Boas selbst völlig klar, dass die von ihm gezogenen *analytischen Grenzen* zwischen Gruppen und deren kulturellen Reservoirs nicht mit jenen Grenzziehungen in eins fielen, wie sie die Angehörigen dieser Gruppen selbst gewohnheitsmäßig vornahmen.

Typisch für diese allen Kulturanthropologen selbstverständlich erscheinende Unterscheidung ist etwa der launige Hinweis Alfred Kroebers, dass die meisten Anglo-Amerikaner völlig ignorant gegenüber der Tatsache seien, dass etwa Tabak, Papier, Kartoffeln oder das Alphabet kulturelle Importgüter darstellten. Wie er schrieb: „Sobald eine Kultur ein neues Gut akzeptiert hat, tendiert sie dazu, jegliches Interesse an der Fremdheit dieses Gutes zu verlieren [...]. Man könnte sagen, dass die

---

5 F. Boas, *Classification of American Indian Languages* [1929], in: ders., *Race, Language and Culture*, Chicago 1982, S. 219-225, S. 220; vgl. hierzu und im Folgenden I. Bashkow, *A Neo-Boasian Conception of Cultural Boundaries*, in: *American Anthropologist* 106 (2004). H. 3, S. 443-458.

6 F. Boas, *The Principles of Ethnological Classification* [1887], in: G. W. Stocking (Hrsg.), *The Shaping of American Anthropology 1883-1911: A Franz Boas Reader*, New York 1974, S. 61-67, S. 64.

Quelle so schnell wie möglich vergessen wird, sobald Akzeptanz erreicht ist.“<sup>7</sup> Oder in einer Terminologie, die für den Kontext dieses Bandes besser passt: Sobald ein Transfer geglückt ist, wird diese Tatsache möglichst schnell dem aktiven Vergessen anheim gegeben. Daraus ergibt sich die Frage, wie dieser kulturellen Geschichtsvergessenheit in Bezug auf Aneignungsprozesse analytisch begegnet werden kann.

Mintz: Intime Interdependenzen und „entanglements“

Boas und seine SchülerInnen waren vor allem von der Fragestellung geleitet, wie sich Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen Kulturen erklären ließen oder welche Mechanismen der kulturellen Entwicklung ihnen zu Grunde lagen. Der Problemhorizont ihrer Interpretationen war dabei von der Auseinandersetzung zwischen evolutionistischen und diffusionistisch-historischen Prozessen bestimmt. Diese leitende Fragestellung wurde jedoch nach den 1940er Jahren international weitgehend aufgegeben. Dies bedeutet jedoch nicht, dass das Interesse an Transfers in der internationalen Anthropologie versiegte – ganz im Gegenteil: Die Analyse von Transfers wurde unter veränderten Fragestellungen und vor dem Hintergrund eines veränderten Problemhorizontes theoretisch anders gefasst und mit verändertem methodischen Zugriff weiterhin verfolgt. Exemplarisch für eine dieser Fragerichtungen soll im Folgenden knapp die Studie des amerikanischen Kulturanthropologen Sidney Mintz mit dem Titel „Sweetness of Power“ vorgestellt werden.<sup>8</sup> Sie stellt die wohl einflussreichste Studie der internationalen Anthropologie zur Entstehung des modernen „Weltsystems“ dar; die Leitgedanken von Mintz' Studie entstanden etwa zeitgleich mit Immanuel Wallersteins Analyse des „modernen Weltsystems“ in den 1970er Jahren.<sup>9</sup> Im Gegensatz zu Wallerstein betont jedoch Mintz wesentlich stärker die Initiativen und Impulse, die von den Kolonien in die Machtzentren Europas ausgingen.<sup>10</sup>

Mintz begann 1948 an Puerto Ricos Südküste die Forschung für seine Doktorarbeit. In den dort angesiedelten Zuckerrohr-Plantagen untersuchte er u. a. die Lebensbedingungen der indianisch-afrikanischen Landarbeiter, die als Nachfahren der Sklaven nun als freie – wenn auch bitter-

7 A. Kroeber, *Anthropology*, rev. edition, New York 1948 [1923], S. 257.

8 S. W. Mintz, *Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History*, New York 1986.

9 I. Wallerstein, *The Modern World-System: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*, New York 1974.

10 S. W. Mintz, *The So-Called World System: Local Initiative and Local Response*, in: *Dialectical Anthropology* 2 (1977), S. 253-270.

arme – Tagelöhner auf den gleichen Plantagen arbeiteten wie ihre Urur-  
 großeltern. Unvermeidlich – so Mintz im Rückblick auf seine Feldfor-  
 schung – wurde er dabei auf das Faktum gestoßen, dass „die Menschen  
 der Karibik stets in die weitere Welt eingebunden gewesen sind [Mintz  
 wählt hier den Begriff „entangled“], da die Region seit 1492 fest in  
 imperiale Kontrollnetze verstrickt war, die in Amsterdam, London,  
 Paris, Madrid und anderen europäischen und nordamerikanischen Zen-  
 tren der Weltmächte geknüpft wurden.“<sup>11</sup> Dies ist sicherlich eine Trivialität,  
 die Originalität von Mintz liegt jedoch darin, dass er nicht nur den  
 von den Zentren ausgehenden Machtbeziehungen in die koloniale Peri-  
 pherie nachgeht, sondern auch umgekehrt den Waren- und Menschen-  
 strömen, die von den Kolonien in die Zentren führten, und den handfes-  
 ten wie subtileren Effekten, die davon ausgingen:

“Working in Caribbean societies at the ground level, one is led to ask in  
 just what ways beyond the obvious ones the outer world and the Euro-  
 pean world became interconnected, interlocked even; what forces be-  
 yond the nakedly military and economic ones maintained this intimate  
 interdependence; and how benefits flowed, relative to the ways power  
 was exercised. Asking such questions takes on a specific meaning when  
 one also wants to know in particular about the histories of the products  
 that colonies supply to metropolises. In the Caribbean case, such prod-  
 ucts have long been, and largely still are, tropical foods: spices [...];  
 beverage bases (coffee and chocolate); and, above all, sugar and rum.”<sup>12</sup>

Mintz verfolgt die Ströme von Waren, Menschen und Dienstleistungen  
 in beide Richtungen und analysiert, welche Transformationen von  
 ihnen ausgehen – etwa in den wechselseitigen Bildern der „exotischen  
 Karibik“ oder dem „zivilisierten, reichen Zentrum“, im Entstehen eines  
 internationalen Handelssystems oder im neuen Geschmack für Süßes in  
 den „Mutterländern“, den Mintz im Kontext einer grundlegenden Um-  
 stellung der Ernährungsweisen in der beginnenden Moderne interpretiert:

“Once one begins to wonder where the tropical products go, who uses  
 them, for what, and how much they are prepared to pay for them – what  
 they will forgo, and at what price, in order to have them – one is asking  
 questions about the market. But then one is also asking questions about  
 the metropolitan homeland, the center of power, not about the dependent  
 colony, the object and target of power.”<sup>13</sup>

---

11 Mintz, *Sweetness* (Anm. 8), S. xv f.

12 Ebenda, S. xvi.

13 Ebenda, S. xvii.

Wichtig im hier diskutierten Zusammenhang ist, dass Mintz damit – anders als dies in den vorhin erwähnten, klassischen „Gemeindestudien“ des Faches geschah – seinen Analysen kein Zwiebel-Modell der Macht und des Transfers zugrunde legt, wie dies etwa bei Einfachmodellen der Fall ist, bei denen eine Untersuchungsgemeinde oder eine sonstige lokale Untersuchungseinheit daraufhin untersucht wird, welchen Einfluss ‚übergeordnete Machtzentren‘ wie etwa die Region oder der Nationalstaat ausüben. Mintz geht stattdessen – ähnlich wie dies in der Kultur-anthropologie Boas’ und seiner SchülerInnen bereits angelegt ist – den wechselseitigen Interdependenzen nach, den „kulturellen Importen“ von Gütern, Geschmäckern und Sichtweisen, den – wie er es nennt – den kulturellen, sozialen und ökonomischen „entanglements“.

Aber Mintz beschränkt sich nicht darauf, die „Bewegungsbahnen“ kultureller Güter und Transfers nachzuzeichnen: Ohne dass er dafür schon einen Begriff vorschlägt, skizziert er die Umrisse eines neuartigen *Systems des Austausches*, das mit der beginnenden Moderne quasi oberhalb der machtdurchsetzten Austauschbeziehungen zwischen Zentren und Peripherien entsteht: ein in ersten Konturen sichtbar werdendes Weltssystem, das nicht mehr nur allein durch die Zentren beherrscht wird, sondern aus zahlreichen, oft wenig gerichteten, oft widerspruchsvollen, immer aber hoch dynamischen, kulturell bestimmten Interaktionsprozessen heraus entsteht.

Dominierte bei Boas noch ein Verständnis, bei dem Kultur A durch die Nachbarkultur B beeinflusst oder durch den Transfer von Gütern, Ideen, Sprachformen oder Verhaltensweisen verändert wurde, so beschreibt Mintz das Entstehen von etwas vorgängerlos Neuem aus der Interaktion zweier Kulturen A und B: eine neue kulturelle Form. Er beschreibt ein trans- oder metakulturelles Beziehungsgeflecht *und* einen neuen Mechanismus der Erzeugung solcher Formen. Seine Perspektive steht damit einerseits in der Tradition der ab 1948 vor allem von latein-amerikanischen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern entwickelten Dependenztheorie, die den Abhängigkeitsverhältnissen zwischen den industrialisierten Zentren und den ländlichen Peripherien nachging. Dabei wurde die in der frühen Entwicklungspolitik dominante These kritisiert, dass der soziale und wirtschaftliche Fortschritt in Lateinamerika durch eine duale Struktur der Gesellschaften behindert werde, eine gegenseitige Blockade eines dynamischen kapitalistischen Sektors und eines stagnierenden, traditionellen oder feudalen Sektors auf der anderen Seite. Statt dieses dualen Modells wurde vorgeschlagen, den internen Kolonialismen nachzugehen, also den komplexen Verschränkungen

zwischen Zentren und Peripherien in den sich entwickelnden Ländern.<sup>14</sup> Andererseits eröffnet Mintz gerade in seiner Perspektive auf die Akteure, ihre Motivationen und Handlungslogiken in Peripherie und Zentrum sowie in seinen Analysen der komplexen Machtverhältnisse zwischen Handelnden sowohl im Zentrum wie in der Peripherie die Chance, emergenten Prozessen auf die Spur zu kommen.

## Konzeptualisierungen der Interdependenz

Natürlich lassen sich für diesen Ansatz von Mintz ebenso viele „Vorläufer“ wie Nachfolger finden.<sup>15</sup> Bemerkenswert ist aber die Tatsache, dass hier ein Frageinteresse, das den *gegenseitigen* Beeinflussungen nachgeht und damit das simple Kontaminationsmodell kulturellen Austauschs hinter sich lässt, erstmals an einem ethnographisch und historisch sehr dichten Material erprobt wird.<sup>16</sup> Im folgenden sollen einige ethnographische Studien vorgestellt werden, die, ausgehend von einem ähnlichen Frageinteresse an anderen Gegenständen, analoge Begriffe prägten und die für eine ethnographische Analyse von Transferprozessen ein geeignetes Instrumentarium bereitstellen. Es handelt sich um Metaphern oder Konzepte, mit denen sich gut über einige der gegenwärtig drängenderen Probleme und sozialen Entwicklungen nachdenken lässt, die die Ethnologie und die internationale Kulturanthropologie bewegen – was mit den gängigen Begriffsinstrumentarien der Sozialwissenschaften bisweilen weniger gut gelingt. Den folgenden knappen Skizzen sollte noch voran-

---

14 Vgl. M. Edelman/A. Haugerud, Development and Industrialization, in: M. Edelman/A. Haugerud (Hrsg.), *The Anthropology of Development and Globalization. From Classical Political Economy to Contemporary Neoliberalism*, Malden 2005, S. 1-74.

15 Denn hierauf hat der Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem immer wieder nachdrücklich hingewiesen: in den Wissenschaften gibt es „Vorläufer“ nur in einem *ex-post Sinne*, denn alle Akteure stellen stets Fragen im Kontext *ihrer* Zeit; vgl. G. Canguilhem, *Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte*, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*, Frankfurt a. M. 1979, S. 22-37.

16 Vgl. hierzu auch den Überblick über die Entwicklung vergleichbarer Perspektiven – v. a. – in der französischen Geschichtswissenschaft und die theoretische Bestimmung des Konzeptes der *histoire croisée* bei M. Werner/B. Zimmermann, *Vergleich Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), H. 4, S. 607-636; vgl. zur neueren Aufnahme des Mintz'schen Konzeptes der *entangled history* S. Conrad/S. Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002.

gestellt werden, dass die meisten der vorgestellten Konzepte von einer sehr erfahrenen Forschergeneration vorgeschlagen worden sind, oft zu einem Zeitpunkt, als sie rückblickend auf ihre jahrelangen Feldforschungserfahrungen nochmals grundlegend die Methodologie und Epistemologie ihres Faches in Frage stellten. Es handelt sich also nicht um modische Begriffsschaumschlägerei, sondern um erfahrungsgesättigte, nichtsdestotrotz aber suchende Vorschläge zur Entwicklung von *middle range theories*,<sup>17</sup> denen ihr experimenteller Charakter jedoch stets anzumerken ist.

### Hannerz: Creolization

Der erste knappe Hinweis auf ein solches nützliches Konzept kann den Arbeiten des schwedischen Kulturanthropologen Ulf Hannerz entnommen werden, der als Ethnograph US-amerikanischen Großstadtlebens seine Karriere begann, in Westafrika forschte und seit vielen Jahren transnationalen Verbindungen zwischen Peripherien und Zentren nachgeht. Dabei konzentriert er sich vor allem auf transnational hochmobile Expertengruppen, die als Träger und exemplarische Protagonisten solcher transnationalen Beziehungen gelten können; eine umfassende ethnographische Analyse solcher transnationaler Expertenkulturen legte er kürzlich in seinem Buch zur Arbeit von Auslandskorrespondenten vor.<sup>18</sup> Der Begriff der *Kreolisierung*, den ich hier knapp skizzieren möchte, wurde von Hannerz eingeführt, um die in der Nachmoderne – wie er es nennt – *gesteigerte „interconnectedness“ der Welt*, und die für diese Bedingungen *typischen Formen kultureller Kreativität* in ihren Auswirkungen auf Kulturen zu beschreiben, ohne dabei Gefahr zu laufen, eine machtferne *multikulturelle Idylle* zu zeichnen. Hannerz schreibt:

“What is at the core of the concept of creole culture, I think, is a combination of diversity, interconnectedness, and innovation, in the context of global center-periphery relationships. The diversity in question involves a mostly rather recent confluence of separate and quite different traditions; set in the global context, this tends to mean that they have their historical roots in different continents. Perhaps it needs pointing out that

---

17 R. K. Merton, On Sociological Theories of the Middle Range, in: R. K. Merton, Social Theory and Social Structures, New York 1968, S. 39-73; Merton schlägt vor, zwischen empirienahen Arbeitshypothesen und umfassend konzipierten, fachspezifischen Großtheorien „kleine“ Theorien mittlerer Reichweite zu entwickeln, die u. a. auch den Austausch mit anderen Disziplinen ermöglichen sollen.

18 U. Hannerz, Foreign News: Exploring the World of Foreign Correspondents, Chicago 2003.

this does not mean that these formerly separate cultural currents in themselves have been »pure,« or »homogeneous,« or »bounded.«<sup>19</sup>

Entscheidend ist hier der Hinweis darauf, dass es sich bei diesen kreolisierten Kulturen nicht um abgeschlossene Einheiten handele, sondern dass sie ein *kontinuierliches Spektrum* miteinander verwobener, aufeinander bezogener Elemente darstellen. Ebenso entscheidend scheint mir die Betonung der Historizität und Unabgeschlossenheit von Kreolisierungsprozessen, eine Geschichtsbewusstheit, die ethnographischen Herangehensweisen nicht durchgängig attestiert werden kann:

“The interconnectedness typically takes the shape of a relatively continuous spectrum of interacting meanings and meaningful forms, along which the various contributing historical sources of the culture are differentially visible and active. The context of center-periphery relationships suggests both the spatial dimension and the fact that the creole continuum has a built-in political economy of culture.”<sup>20</sup>

Es sind dabei gerade die von Hannerz thematisierten Beziehungen zwischen Zentren und Peripherien, die für die ethnologische Methodologie die größte Herausforderung darstellen: Wie soll der Feldforschungsprozess organisiert werden, wenn sich die Forschungsgegenstände auf ein Netzwerk verschiedener Orte und Institutionen verteilen und wesentliche Prozesse, die beobachtet werden müssen, *zwischen* diesen Orten angesiedelt sind?<sup>21</sup> Für Hannerz ist es daher unabdingbar, eine *relationale Perspektive* zu entwickeln, der es gelingt, translokale und transnationale Phänomene in ihren intensiven wie extensiven Zusammenhängen dicht zu beschreiben.<sup>22</sup>

---

19 U. Hannerz, Kokoschka's Return: or, the Social Organization of Creolization, in: U. Hannerz, *Transnational Connections: Culture, People, Places*, London 1996, S. 65-78, S. 67.

20 Hannerz, Kokoschka's Return (Anm. 19), S. 67.

21 Vgl. hierzu S. Beck, A. Wittel, *Forschung ohne Feld und doppelten Boden. Anmerkungen zur Ethnographie von Handlungsnetzwerken*, in: I. Götz/A. Wittel (Hrsg.), *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*, Münchner Beiträge zur Volkskunde, München 2000, S. 213-225.

22 U. Hannerz, *Transnational Research*, in: H. R. Bernhard (Hrsg.), *Handbook of Methods in Cultural Anthropology*, Walnut Creek 1998, S. 235-256.

## Bruner: Transnational borderzones

Edward M. Bruner, einer der unbestrittenen Doyens der US-amerikanischen Kulturanthropologie, begann seine Karriere mit einer Studie in Nord-Sumatra in einem entlegenen Bergdorf, in dem er 1957 mit seiner Frau für ein Jahr lebte. 40 Jahre später kehrte er mit seiner Frau zu einem kürzeren Feldaufenthalt zurück. In einem rückblickenden Aufsatz beschreibt er 1999,<sup>23</sup> wie bereits sein erster Aufenthalt in dem vermeintlich traditionellen, völlig von der Welt abgeschiedenen Bergdorf durch zahlreiche Verflechtungen und Verbindungen mit der Außenwelt charakterisiert gewesen sei. Ganz *dans le vrai* des kulturanthropologischen Diskurses dieser Zeit stellte er diese Bezüge und Austauschprozesse jedoch nicht in das Zentrum seiner Forschungen. Trotzdem suchte er seine Forschung explizit gegen die bereits erwähnten Redfield'schen Dorfstudien abzugrenzen, indem er die Jahrhunderte langen intensiven Austauschbeziehungen Indonesiens mit der chinesischen, indischen, islamischen und europäischen Zivilisation durchaus explizit in Rechnung stellte. Allerdings – so Bruner – sei es Ende der 1950er Jahre noch alternativlos erschienen, dass diese Einflüsse ausschließlich durch die Linse der ethnographischen Beobachtung eines relativ geschlossenen dörflichen Interaktionsraumes zu konzeptualisieren seien.

Spätestens Ende der 1990er Jahre jedoch sei diese ethnographische *Fiktion* nicht länger haltbar. Er beschreibt eindrücklich, wie er seine Rückkehr vorbereitet, indem er seine während der Feldforschung erworbenen symbolischen Verwandtschaftsbeziehungen mobilisiert und in den USA lebende Angehörige seines Klans, ehemalige Studenten aus seiner Forschungsregion in Indonesien und in der Hauptstadt lebende ehemalige Dorfbewohner kontaktiert. Tatsächlich mobilisiert er ein global verteiltes Netzwerk von Menschen, die sich sozial, ökonomisch und kulturell sehr stark differenziert haben, die jedoch durch (wie er dies nennt) „*shared webs of meaning*“, also durch einen auch im Alltag sehr präsent Rückbezug auf gemeinsame kulturelle Erfahrungen und Werte intensiv miteinander verbunden seien. Diese kulturellen Werte würden durch Familienfeste und Feiertage, durch Essensfolgen und gemeinsam gesungene Lieder immer wieder bestätigt, sobald mehrere Menschen aus dem Dorf oder ihre Nachkommen irgendwo auf der Welt zusammen kämen. Dieser *symbolisch immer wieder erneuerten Integration in die Herkunftskultur* stehe eine nicht weniger intensive Einbindung in professionelle Kulturen in den USA oder in großstädtische Lebensweisen in

---

23 E. M. Bruner, Return to Sumatra: 1957, 1997, in: American Ethnologist 26 (1999), H. 2, S. 461-477.

Indonesien gegenüber. Zwischen beiden Sphären finde ein reger Austauschprozess statt, ein intensiver Transfer in „borderzones“,<sup>24</sup> die keinen klaren geographischen Ort mehr aufwiesen.

#### Ortner: Postcommunities

Ähnlich wie Bruner thematisiert die an der Columbia University lehrende Kulturanthropologin Sherry B. Ortner die symbolische Integration und die identitätsstiftenden Ereignisse in ehemals lokal integrierten Gruppen, deren Angehörige über große Distanzen verstreut leben. Als exemplarischen Gegenstand ihrer Feldforschung in solchen – wie sie es treffend nennt – *Postcommunities* wählt sie ihre ehemalige Highschool-Klasse.<sup>25</sup> Zentrale Methode ihrer Studie ist dabei, die Bewegungen ihrer ehemaligen Mitschüler in Raum und Zeit auf der Basis von ausführlichen, lebensgeschichtlichen Interviews und Beobachtungen an ihren neuen Lebensorten zu rekonstruieren. Ihr Frageinteresse ist vor allem, der möglichen Persistenz habitueller Dispositive und Klassen-Prägungen ebenso nachzugehen wie der „Struktur der Gefühle“, wie sie das immer noch stark feststellbare Gruppengefühl ihrer ehemaligen SchulkameradInnen nennt.

Die Absicht der Studie ist aber vor allem, zu einer methodologischen Rekonzeptualisierung ethnographischer Wissensproduktion beizutragen. Ortner betont, dass für eine angemessene Beschreibung *delokalisierten Lebenswelten im Übergang zum 21. Jahrhundert* innovative Formen der Beschreibung erprobt werden müssen. Die Bedeutung solcher Studien von post-gemeinschaftlichen Gruppen sieht Ortner vor allem darin, dass solche Studien Menschen als hochgradig kontextualisierte soziale Akteure erfassen, indem zugleich beobachtbar sei, dass sie in einer Welt abstrakter, generalisierter Beziehungen ebenso lebten wie eingebettet in intensiv-angesichtige Sozialbeziehungen. Sie macht damit Austauschbeziehungen *innerhalb der Untersuchungsgruppe* ebenso untersuchbar wie *Transfers zwischen Gruppenmitgliedern und ihren jeweiligen sozial-kulturellen Milieus*.

---

24 E. M. Bruner, *Tourism in the Balinese Borderzone*, in: S. Lavie/T. Swedenburg (Hrsg.), *Displacement, Diaspora, and Geographies of Identity*, Durham 1996, S. 157-179.

25 S. B. Ortner, *Fieldwork in the Postcommunity*, in: *Anthropology and Humanism* 22 (1997), H. 1, S. 61-80.

## Stoller: Transnational Spaces

Der amerikanische Kulturanthropologe Paul Stoller, ein Spezialist für westafrikanische Kultur, geht hingegen den globalen ökonomischen Strömen und Verwerfungen nach, die ursächlich dazu führten, dass in den 1980er und 1990er Jahren immer mehr Westafrikaner für kurze, „touristische“ oder längere, teils „illegale“ Aufenthalte in die USA und besonders nach New York kamen, um dort eine Arbeit zu finden. Da sie in der formellen Ökonomie wegen ihres ungeklärten Aufenthaltsstatus nicht Fuß fassen konnten, verlegten sich viele von ihnen auf den illegalen Straßenhandel in Harlem und Brooklyn. Stollers anthropologisches Feld, die in der Grauzone angesiedelte Ökonomie westafrikanischer Arbeitsmigranten, erstreckt sich – so Stoller – mithin vom ländlichen Niger bis hin zur 125th Street in Harlem. In diesem „*transnational ethnographic space*“ böten hergebrachte Konzepte wie „Kultur“, „Gesellschaft“, „Nation“ und „Bürger“ nur wenig analytische Schärfe oder gar angemessene Präzision. Der aus Stollers Sicht fundamentale Wandel von Raum-, Zeit- und Ortsverhältnissen erfordere eine grundlegende Revision der Methodik der anthropologischen Feldforschung: erforderlich sei es, die Feldforschung konsequent auf die Erforschung des transnationalen Raumes auszurichten.<sup>26</sup>

Stoller nennt als minimale Bedingungen einer solchen Methode vor allem, dass langfristige Beobachtungspraktiken zum Standard werden müssten, damit den Bewegungen der Subjekte und den Transfers der Objekte an unterschiedliche Orte gefolgt werden könnte. Es sei erforderlich, an möglichst vielen der etwa für Transaktionen in der migrantischen Ökonomie zentralen Orte längerfristige, ethnographische Beobachtungen machen zu können. Die für die Ethnographie so zentrale, langfristige *Immersion* des/der ForscherIn in die Lebenswelt der Beforschten dürfe auch unter den veränderten Bedingungen der Transnationalisierung und internationalen Mobilität nicht aufgegeben werden.

Erforderlich sei darüber hinaus aber auch, dass das Prinzip der ethnologischen „Alleinforschung“ zugunsten von interdisziplinären, teamorientierten Ansätzen revidiert werde: Viele der Forschungsfelder, in denen Anthropologen arbeiteten, und die überwiegende Zahl der innovativen Fragestellungen, die die internationale Kultur- und Sozialanthropologie momentan bearbeite, seien auf intensive und langfristig angelegte Zusammenarbeit multidisziplinärer Forschergruppen angewiesen. Auch für

---

26 P. Stoller, *Globalizing Method: The Problem of Doing Ethnography in Transnational Spaces*, in: *Anthropology and Humanism* 22 (1997), H. 1, S. 81-94, 91.

seine eigene Studie in New York sieht er eine solche Interdisziplinarität als unverzichtbar an:

“The New York project not only considers the migration of West African traders to a global city, but also seeks to demonstrate how global restructuring, social hybridity, and local politics affect the legal consciousness and the everyday life of law in the lives of the traders. Accordingly, the study is being co-investigated by an anthropologist specializing in West Africa and a legal scholar specializing in intellectual property law and cultural studies. Ideally, the study would also include an urban geographer, an economist, and a political scientist.”<sup>27</sup>

Die Probleme, die sich aus einer solchen theoretischen wie methodologischen Vorentscheidung für ein Forschungsdesign ergeben, vor allem aber für die Notwendigkeit, hierfür ausreichende Ressourcen zu gewinnen, sind offenbar. Stoller sieht die geforderte Langfristigkeit und Multidisziplinarität, die für die Realisierung solcher Untersuchungen unverzichtbar sind, im Rahmen bestehender Förderpraxen in den USA kaum zu realisieren. Die Forschungsförderung im deutschsprachigen Raum scheint bislang noch weniger darauf vorbereitet zu sein, entsprechende Anträge wohlwollend zu prüfen.

#### Lowenhaupt Tsing: Zones of awkward engagement

Anna Lowenhaupt Tsing demonstriert in ihrer gerade vorgelegten Studie, in der sie am Beispiel des Raubbaus im Indonesischen Regenwald globalen Machtverflechtungen nachgeht, dass einige der von Stoller erhobenen Forderungen an eine geglückte Feldforschung unter den Bedingungen von Transnationalität auch als „Alleinforschung“ erfüllt werden können, wenn das Forschungsfeld entsprechend gewählt wird. Tsing analysiert die in den 1980er und 1990er Jahren in den indonesischen Regenwäldern aufeinander prallenden Interessen von global agierenden Holzkonzernen, lokalen Waldbesitzern, landlosen Waldarbeitern, global agierenden Umweltgruppen, regionalen Aktivisten und von der Bodenzerstörung unmittelbar betroffenen Bauern. Diese Konflikte bieten Tsing einen „fokussierten Blick“ auf globale, hoch dynamische Beziehungsgeflechte, globale Strukturen, die aus der Perspektive ihrer Forschung eher als unordentliche Ansammlungen und emergente, extrem flüchtige Ergebnisse von Interaktionen zwischen Lokalem und Globalem sind. Diese flüchtigen Strukturen entstehen in oft gewaltsamen, immer aber machtdurchwirkten Interaktionen in *zones of awkward*

---

27 Stoller, *Globalizing Method* (Anm. 26), S. 91.

*engagement*.<sup>28</sup> Die in diesen Zonen entstehende „Reibung“ von widerläufigen Interessen, Handlungsorientierungen und -hinsichten erzeuge Beziehungsmuster, die von keinem der Beteiligten geplant oder gar völlig beherrscht werden könnten:

“In the historical particularity of global connections, domination and discipline come into their own, but not always in the forms laid out by their proponents. On the one hand, this work can avoid the idea that new forms of empire spring fully formed and armed from the heads of Euro-American fathers. On the other hand, this work avoids too eager a celebration of a southern cultural autonomy capable of absorbing and transforming every imperial mandate. Instead, a study of global connections shows the grip of encounter: friction.”<sup>29</sup>

#### Urry: Complex relationality

Tsing vertritt damit eine Konzeption, bei der angenommen wird, dass globale Strukturen durch die Interaktionen vieler, zudem oft heterogener Einzelelemente als dynamische Systeme analysiert werden müssen; Strukturen beruhen demnach auf *Emergenzereignissen*, sie sind kaum je intendiertes Ergebnis planenden Handelns. Der britische Soziologe John Urry unterscheidet in einem 2005 erschienenen Sonderheft der Zeitschrift *Theory, Culture and Society*, das sich dem momentan in den Sozial- wie Naturwissenschaften abzeichnenden „Complexity Turn“ widmet, zwei Formen, die solche emergenten Systeme annehmen könnten: *Einerseits* „global networks“ und *andererseits* „global fluids“, also eine global verteilte Substanz, die keinerlei feste Form besitze und hochgradig flexibel auf Veränderungen reagiere.<sup>30</sup>

Das Konzept der *globalen Netzwerke* begünstigt nach Urry einen Analysemodus, der es erlaube, das oft klischeehaft angeführte Phänomen der „McDonaldisation“ mit den Mitteln der Actor-Network-Theory zu rekonzeptualisieren. Aus dieser Perspektive ließen sich *globale integrierte Netzwerke* untersuchen, die auf eine relativ dauerhafte und vorausschaubare Weise Menschen, Objekte und Technologien miteinander über weit entfernte Örtlichkeiten und Zeitrahmen hinweg koppelten. Oft seien diese Netzwerke „globally integrated and ensure that the same ‚service‘ or ‚product‘ is delivered in more or less the same way across

28 A. Lowenhaupt Tsing, *Friction. An Ethnography of Global Connection*, Princeton 2005.

29 Lowenhaupt Tsing, *Friction* (Anm. 28), S. 5.

30 J. Urry, *The Complexities of the Global*, in: *Theory, Culture, and Society* 22 (2005), H. 5, S. 235-254.

the network.“<sup>31</sup> Tatsächlich werden solche „Franchise-Modelle“ auch in bislang eher ‚unverdächtigen‘ Bereichen zunehmend aufgegriffen und etwa bei der Gesundheitsversorgung oder bei der Familienplanung auch von international agierenden Hilfsorganisationen wie USAID mit wachsendem Erfolg in Entwicklungsländern eingesetzt.<sup>32</sup> Hierdurch entstehen Netzwerke intensiver Kooperation zwischen Experten, es werden Dienstleistungen nach internationalen Standards angeboten, die an lokale Verhältnisse nur teilweise angepasst werden können, und es entstehen schließlich dauerhafte Strukturen des Wissenstransfers.

Die zweite Variante globaler Systeme nennt Urry *global fluids* und bezeichnet damit Phänomene, die nicht in dem dauerhaften, verlässlichen Sinne „netzwerkartig“ organisiert und standardisiert sind, wie dies etwa McDonalds, Starbucks oder Familienberatungsstellen von USAID sind. Als prototypische Beispiele nennt Urry internationale Finanzfonds, soziale Bewegungen, die Anti-Globalisierungs-Bewegung und *Smart Mobs*.<sup>33</sup> Solche *global fluids* bewegten sich entlang verschiedenartiger Wege oder *scapes*, sie könnten aber immer wieder in Nischen oder Peripherien verschwinden, um sich erst später wieder kurzfristig zu formieren. Im Ergebnis entstünden *neue Formen und Temporalitäten des Sozialen*:

“Such fluids result from people acting upon the basis of local information and relationships, but where these local actions are, through iteration, captured, moved, represented, marketed and generalized, often impacting upon hugely distant places and peoples. [...] Fluid systems create over time their own context for action rather than being ‘caused’ by such contexts.”<sup>34</sup>

## Zu einer Ethnographie der Ambivalenz

Die Vielfalt ebenso wie der provisorische Charakter der meisten der hier exemplarisch genannten Begriffe sollte als Ermutigung aufgefasst werden, innovative Zugänge und methodische Herangehensweisen zu Phänomenen des Transfers, der Hybridisierung oder der Interdependenz zu entwickeln. Arjun Appadurai hat für die Analyse dieser emergenten Formen von Sozialität und der in sie eingelassenen, hoch dynamischen

31 Urry, Complexities (Anm. 30), S. 245.

32 Vgl. etwa D. Montagu, Franchising of Health Services in Developing Countries, in: Health Policy and Planning 17 (2002), H. 2, S. 121-130.

33 Vgl. hierzu H. Rheingold, Smart Mobs: The Next Social Revolution, Cambridge, MA. 2000.

34 Urry, Complexities (Anm. 30), S. 246.

Beziehungen zwischen Zentren und Peripherien den Begriff der *scapes* vorgeschlagen.<sup>35</sup> Diese – stets perspektivisch wahrgenommenen – *scapes* haben dabei keinen territorialen Charakter, sondern sie werden konstituiert durch die Zirkulation von Objekten, Ideen, Technologien und Menschen – eine Zirkulation, für die Ulf Hannerz den Begriff der „flows“ prägte.<sup>36</sup> Das Verhältnis von Zentren und Peripherien wird hier als Ergebnis einer ambivalenten, uneindeutigen und offenen Verknüpfungsgeschichte gefasst. Zu untersuchen wäre, wie die sozialen Akteure mit Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten<sup>37</sup> dieser Beziehung umzugehen lernen und welche Handlungsoptionen sie gegenüber den Zentren gewinnen als „place one loves to hate and hates to love“.<sup>38</sup>

---

35 A. Appadurai, *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1996, S. 33.

36 Vgl. als prägnante Übersicht A. Appadurai, *Globalization, Anthropology of*, in: *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Elsevier 2001, S. 6266-6271.

37 Vgl. zur Bedeutung der Ambivalenz in sozialen Systemen grundsätzlich N. J. Smelser, *The Rational and the Ambivalent in the Social Sciences*, in: *American Sociological Review* 63 (1998), S. 1-15.

38 U. Hannerz, *Center-Periphery Relationships*, in: *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Elsevier 2001, S. 1610-1613, 1612.

## Die Mongolisierung des Sowjetsterns. Ein Beispiel für die Rolle des Zufalls beim Transfer von Symbolen

Frühe Versuche, das „Manifest der Kommunistischen Partei“ auszugsweise ins Mongolische zu übersetzen, wurden bereits in den 1920er Jahren unternommen. Die erste vollständige Ausgabe erschien 1947. Welche Grenzen dem Transfer des Marxismus in eine von nomadischer Weidewirtschaft, Schamanismus und – seit dem 17. Jahrhundert – auch durch den tibetischen Buddhismus geprägte Kultur gesetzt waren, offenbart bereits der erste Satz. Im Original lautet er bekanntlich: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus.“ In der mongolischen Fassung wurde daraus: „Eine Halluzination stolcht durch Europa. Die Halluzination des Kommunismus.“<sup>1</sup> Wenngleich diese Version retrospektiv gesehen durchaus die treffendere sein mag, verweist die etwas bizarre Umschreibung des europäischen Verständnisses von „Gespenst“ nicht allein auf omnipräsente sprachliche Herausforderungen bei Übersetzungen, sondern vielmehr auf die generelle Frage nach der Kompatibilität semantischer Konzepte. Dieser Beitrag widmet sich einem Fall, der sich zum genannten und für Transferprozesse recht typischen Beispiel, bei dem die unfreiwillige Komik aus der (vergeblichen) Suche nach semantischen Äquivalenten resultiert, genau *umgekehrt* verhält: Beim Import des Sowjetsterns in die Mongolei verhalf das Vorhandensein eines autochthonen Konzeptes diesem Symbol zu großer Popularität, wenngleich auch durch Zufall und aus den „falschen“ Gründen.

Die historischen Hintergründe der mongolisch-sowjetischen Beziehungsgeschichte erschließen sich am adäquatesten mit Blick auf alle drei Dimensionen dieses Verhältnisses: Während des gesamten 20. Jahrhunderts befand sich die Mongolei nicht allein geographisch, sondern auch strategiepolitisch permanent im Spannungsfeld zwischen den beiden Großmächten Russland und China. Bis 1911 noch unter halbkolonialer

---

1 K. Marks; F. Engel's, Evkhamt Namyn Tunkhag (Manifest der Kommunistischen Partei), Ulaanbaatar 1947, S. 41. Die Transliteration mongolischer und russischer Termini und Quellen in diesem Aufsatz entspricht der gegenwärtig im englischsprachigen Raum üblichen Konvention, die ohne diakritische Zeichen auskommt.

Herrschaft der mandschurischen Qing-Dynastie, nutzten intellektuelle mongolische Nationalisten die Abdankung des letzten Kaisers, um die Äußere Mongolei<sup>2</sup> für unabhängig von China zu erklären. Im Anschluss an die Proklamation der Autonomie sollte diese durch Auslandsbündnisse sowie die Bildung eines modernen Nationalstaates abgesichert werden. Hierbei diene Europa – vermittelt über Russland – als „Referenzhorizont“,<sup>3</sup> und zwar sowohl für die Regierungsbildung als auch für die angestrebte Modernisierung der gesellschaftlichen Subsysteme. Jedoch blieben alle diplomatischen Bemühungen um eine internationale Anerkennung als Staat erfolglos, und bereits 1919 fand die Autonomie der Äußeren Mongolei durch die Invasion chinesischer Truppen ein jähes Ende. Abgesandte der mongolischen Regierung baten daraufhin im sibirischen Irkutsk um militärische Unterstützung. Aber erst 1920/21, als sich die Ausläufer des nachrevolutionären Bürgerkrieges in der Sowjetunion über Sibirien auf mongolisches Gebiet verlagert hatten, geriet die Mongolei ins „Fadenkreuz militärischer und ‚weltrevolutionärer‘ Interessen der Bolschewiki“.<sup>4</sup> Die daraufhin von mongolischen und sowjetischen Truppen konzertiert organisierte Befreiung von den chinesischen Besatzern einerseits und den sogenannten „Weißen Russen“ andererseits wurde *ex post* als „Volksrevolution“ etikettiert. Drei Jahre später, 1924, wurde die Mongolische Volksrepublik gegründet, die fortan als zweiter sozialistischer Staat der Welt galt und bis 1990 mit dem „großen Bruder im Norden“ (mg. *khoit akh*) sehr enge Bindungen einging.

Während der Zeit des Kalten Krieges beschrieben Beobachter jenseits des Eisernen Vorhangs dieses Verhältnis vorzugsweise mit der Metapher des Satellitenstaates.<sup>5</sup> Sie ist zutreffend, sofern hierbei mitgedacht wird, dass ein Satellit bei der Umkreisung seines Leitsterns zu diesem stets Distanz hält und mithin von einer Einverleibung (z. B. als

- 
- 2 Die nördlich der Wüste Gobi gelegenen Teile des Landes, die später das Gebiet der Mongolischen VR und des heutigen Staates Mongolei umfassen sollten, wurden bis 1911 als „Äußere Mongolei“ bezeichnet. Die näher am chinesischen Zentrum gelegenen Territorien südlich der Gobi hießen „Innere Mongolei“ und bilden heute eine Autonome Region der VR China.
  - 3 J. Schriewer et al., Konstruktion von Internationalität: Referenzhorizonte pädagogischen Wissens im Wandel gesellschaftlicher Systeme (Spanien, Sowjetunion/Russland, China), in: H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), Gesellschaften im Vergleich. Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften, Frankfurt a. M. 1998, S. 151-258.
  - 4 U. Barkmann, Geschichte der Mongolei oder Die „Mongolische Frage“. Die Mongolen auf dem Weg zu einem eigenen Nationalstaat, Bonn 1999, S. 185.
  - 5 Zuerst: R. A. Rupen, *Mongols of the Twentieth Century*, Bloomington 1964, S. 129 ff. sowie G. S. Murphy, *Soviet Mongolia. A Study of the Oldest Political Satellite*, Berkeley, Los Angeles 1966.

Sowjetrepublik) verschont bleibt. Gleichwohl bietet der innermongolische Anthropologe Uradyn Bulag eine präzisere Charakterisierung der ambivalenten Beziehungsgeschichte, indem er das Spannungsverhältnis zwischen Abhängigkeit und Attraktion als „essentialized identity“<sup>6</sup> bezeichnet und betont, dass die selbstgewählte pro-sowjetische Orientierung der Mongolei in erster Linie mit Blick auf die Bedrohung durch China gesehen werden muss:

„Mongolian nationalism during the socialist period was characterized by a tension between a desire for development towards a Soviet-oriented civilization and the wish to develop a national culture. The traditional identity was being transformed into the concept of a socialist ‘new Mongol’.”<sup>7</sup>

Bei der Schaffung dieses sozialistischen Konzeptes waren Symbole ein bevorzugtes Medium zur Artikulation des angestrebten Wandels. Vermutlich kann nur die Rezeptionsgeschichte darüber Auskunft geben, ob sie jeweils aufgezwungen oder freiwillig akzeptiert wurden. Während bestimmte ikonographische Entitäten der sowjetischen Bildersprache, wie Hammer und Sichel oder Zahnräder und Ährenkränze, in der primär über nomadische Weidewirtschaft organisierten mongolischen Gesellschaft der 1920er Jahre aus naheliegenden Gründen keinerlei Widerhall fanden, erfreute sich der fünfzackige rote Stern innerhalb kurzer Zeit erstaunlicher Beliebtheit.

### Translokation, Assoziation und Hybridisierung

Betrachten wir zunächst zwei Beispiele aus der frühen Etappe des Transfers. Bei der Einführung des Sterns war versucht worden, durch Kombinationen mit bekannten Symbolen positive Assoziationen zu evozieren. In den 1920er Jahren entstanden vielfach Titelbilder von Zeitschriften, auf denen in der Mitte des Sterns das *Yin-Yang-Zeichen* (mg. *arga bileg*) zu finden ist (Abb. 1). Es gehörte zu den etablierten Bedeutungsträgern traditioneller philosophischer Vorstellungen und war, wie der obere Teil der Abbildung zeigt, zuvor schon in andere Zeichen – hier in das *Soyombo* als Symbol der Unabhängigkeit – integriert worden. Auf anderen frühen Darstellungen findet sich der fünfzackige Stern mit einem lachenden Gesicht als quasi anthropomorphes Wesen (Abb. 2).

6 U. Bulag, *Nationalism and Hybridity in Mongolia*, Oxford 1998, S. 16.

7 Ebenda.



Abbildung 1: Titelblatt der mongolischen Zeitschrift „Politik der roten revolutionären Armee“ (erste Ausgabe, 1925).

Derartige Kombinationen mögen dem angestrebten Image zwar Vor-schub geleistet haben, letztlich verdankt sich die positive Resonanz jedoch folgendem Zufall, der eine kreative Attribution von Sinn ermöglichte, die aus Sicht des Herkunftskontextes nicht prognostizierbar war:

Die fünf klassischen Weideviehartensorten der Mongolei (Pferd, Schaf, Kamel, Ziege und Rind) sind nicht nur die mobile Basis des nomadischen Lebensstils, der als Kern der mongolischen Identität gilt, sondern auch zentrale kulturprägende Elemente. Sie werden im Mongolischen mit dem Sammelbegriff *tavan khoshuu mal* bezeichnet. Sinngemäß wird dieser Phraseologismus üblicherweise mit „die fünf edlen mongolischen Weidetiere“ ins Deutsche übertragen, da sich die Gesamtbedeutung der semantischen Einheit nicht aus der Summe ihrer Einzelkomponenten ableiten lässt. Wörtlich übersetzt heißt *tavan khoshuu mal* jedoch eigentlich „die fünf ‚mäuligen‘ Weidetiere“. Das Wort „mäulig“ (mg. *khoshuu*) bedeutet hier im übertragenen Sinne zugleich „nahestehend“. Es geht auf das klassisch mongolische *qosiγun*<sup>8</sup> zurück, das darüber hinaus auch für „Maul, Schnabel“ oder „Spitze“ steht. Eben diese Form haben die Zacken des Sowjetsterns, und es sind ihrer passenderweise genau fünf. Aus der Anzahl erklärt sich, weshalb sie nicht mit dem ebenfalls üblichen Terminus für „Spitze“ (mg. *üzüür*) bezeichnet, sondern statt dessen mit einer Assoziation belegt wurden, die autochthonen Deutungsmustern entgegenkam: Der Sowjetstern als Ganzes hieß im Mongolischen zu keiner Zeit „Stern“ (mg. *od*), sondern stets *tavan khoshuu*, was sich wörtlich als „das Fünfmäulige“ übersetzen lässt. Infolge seiner zufälligen zeichenhaften Analogie zu einem uralten, zwar semantisch, bis dato aber nicht emblematisch existenten Konzept wurde der Sowjetstern gewissermaßen als Visualisierung dieser Vorstellung adoptiert und avancierte zur symbolischen Heimstatt der fünf edlen mongolischen Weideviehartensorten. Entsprechend wurden auf zahlreichen populären Darstellungen die Köpfe dieser Tiere häufig in den Zacken abgebildet (Abb. 3) und ab 1940 mit dem Stern zusammen in das mongolische Staatswappen integriert.

Aufgrund dieser zufälligen – und aus mongolischer Perspektive sehr gefälligen – Resonanz eines existierenden semantischen Konzeptes trug der fünfzackige Stern nach seiner Metamorphose mehr als alle anderen Symbole zur Erschaffung einer sozialistischen Identität der Mongolischen Volksrepublik bei.

---

8 In verschiedenen Turksprachen steht das von *khosh* (Paar, Gespann) ableitbare Wort *khoshun* im weiteren Sinne u. a. für etwas Zusammengehöriges.



Abbildung 2: Titelblatt der mongolischen Zeitschrift „Arbeiterfrau“ (11. Ausgabe, 1926).

Im Vergleich zur Form war die Farbe dabei weniger entscheidend, gleichwohl beförderten traditionelle Assoziationen von aufgehender Sonne sowie von Herdfeuer (das wiederum für den Fortbestand der Generationen steht) vermutlich ein positives Image und leisteten als kontextwirksame Elemente ihren Beitrag zur gelungenen Hybridisierung.

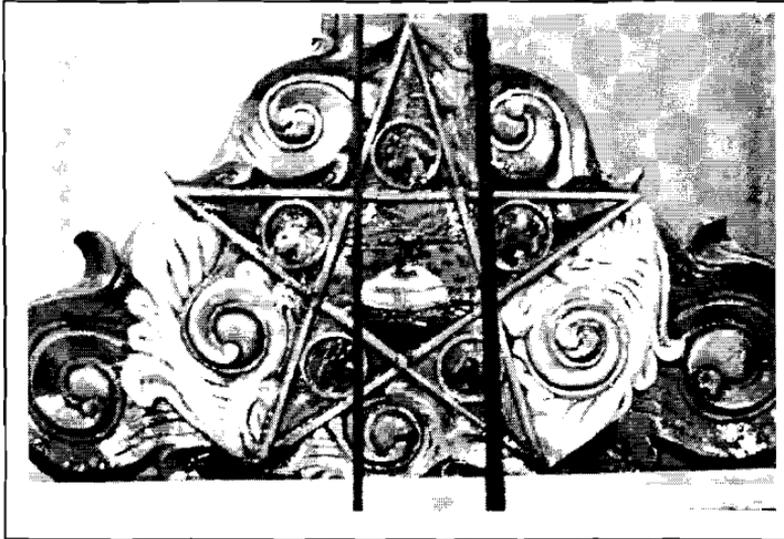


Abbildung 3: Mongolisierter Sowjetstern mit einer Jurte in der Mitte und den Köpfen der fünf edlen Weidetiere in den Zacken. Bemalte Schnitzerei auf einer pferdeköpfigen Geige, die als mongolisches Nationalinstrument gilt. (Foto: Ines Stolpe)

Über die Akteure des Transfers ist wenig feststellbar, jedoch sprechen die auffindbaren Indizien dafür, dass der Import des Sterns von Mongolen selbst initiiert worden ist. S. Ichinnorov hat Quellen ausgewertet, aus denen hervorgeht, dass der während der Zeit der mongolischen Autonomie (1911–1919) als Ministerpräsident agierende Sain Noyon Khan Namnansüren unter jenen Delegierten war, die nach der chinesischen Besatzung 1918/19 bei den Bolsheviki um militärischen Beistand geworben hatten. Zeitzeugen berichteten, dass er anschließend in zwei Truhen seiner heimischen Jurte Tausende von emaillierten Sowjetsternen versteckt habe, die dann nach 1921 in Umlauf gebracht worden

sein.<sup>9</sup> Lokalisieren wir vor der weiteren Analyse der Mongolisierung des Sowjetsterns zunächst seinen Entstehungskontext.

### A Star is Born : Zur nebulösen Herkunft des Sowjetsterns

Bei der Suche nach den Ursprüngen des roten Sterns stößt man auf die unerwartete Tatsache, dass seine genaue Herkunft in der sowjetischen Symbolgeschichte als umstritten gilt.<sup>10</sup> Vielfach wird angenommen, dass die Wahl gerade dieses Zeichens – zunächst als Emblem der Armee und später auch Teil des Staatswappens – durch Alexander Bogdanovs utopischen Roman *Der Rote Stern* (erstmals veröffentlicht 1907) inspiriert worden sei.<sup>11</sup> Darin erzählt der Autor die Geschichte eines Russen, der als Auserwählter auf den Mars geholt wird, wo ein Sozialismus im Sinne von Bogdanovs allgemeiner Organisationslehre herrscht. Bei der Entwicklung seiner sogenannten Tektologie orientierte sich der zunächst als Rivale Lenins und später als Begründer der Bewegung „Proletkult“ bekannt gewordene Bogdanov an der kosmischen Gleichgewichtslehre H. Spencers und versuchte, sie auf gesellschaftliche Systeme zu übertragen. Auch sein Romanheld vertritt die Theorie, dass sogar im Pflanzenreich eine Art verborgener Sozialismus existiere (auf dem Mars ist das Chlorophyll rot!) und dass jeder Organismus beim Heranwachsen die Entwicklung der Geschichte im Kleinen wiederhole.<sup>12</sup>

Ob der Roman die entscheidende Inspiration gab oder nicht – Richard Stites diagnostiziert, dass bei der Symbolwahl eine Verschmelzung der roten Farbe des Sozialismus mit einem archaischen kosmischen Symbol stattgefunden habe.<sup>13</sup> Auch Aman Anders stellt eine Verbindung zum Kosmos her, allerdings vermutet er nicht den Mars, sondern den Morgenstern als Bezugspunkt, da es im Staatswappen primär um die

- 
- 9 S. Ichinnorov, Ekh oronchiin khörög. Sain Noyon Khan Namnansüren (Portrait eines Patrioten. Sain Noyon Khan Namnansüren), in: Ünen vom 3. März 1990, S. 3.
- 10 N.A. Soboleva, Rossiiskaya gosudarstvennaya simbolica. Istoriya i sovremennost' (Russische Staatssymbolik. Geschichte und Gegenwart), Moskva 2003.
- 11 So z. B. R. Stites, *Revolutionary Dreams. Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution*, New York, Oxford 1989, S. 85; sowie I. de Keghel, *Die Staatssymbolik des neuen Russland im Wandel. Vom antisowjetischen Impetus zur russländisch-sowjetischen Mischidentität*, Bremen 2003, S. 54.
- 12 A. Bogdanov, *Der Rote Stern*, Frankfurt a. M./Nördlingen 1971, S. 61 u. 76.
- 13 R. Stites, *The Origins of Soviet Ritual Style: Symbol and Festival in the Russian Revolution*, in: C. Arvidsson/L. E. Blomquist (Hrsg.), *Symbols of Power. The Esthetics of Political Legitimation in the Soviet Union and Eastern Europe*, Stockholm 1987, S. 23-42.

Symbolisierung einer leuchtenden kommunistischen Zukunft gegangen sei.<sup>14</sup> Andere Interpretationen besagen, dass die Anzahl der Zacken des Sterns die Proletarier der fünf Kontinente symbolisiere oder dass sie für die fünf Finger einer Hand bzw. die fünf sozialen Gruppen stünden, welche die Sowjetordnung zum Kommunismus führen sollten.<sup>15</sup> Weitgehende Übereinstimmung besteht hinsichtlich der vermuteten religiös konnotierten Herkunft des Sterns. Ulf Abel leitet den exzessiven Gebrauch der Farbe rot für Propagandazwecke aus der Tradition der russischen Ikonenmalerei her.<sup>16</sup> Richard Stites<sup>17</sup> sowie Orlando Figes und Boris Kolonitskii<sup>18</sup> haben eine Erläuterung ausgewertet, die sich auf einem 1918 herausgegebenen Flugblatt der Roten Armee fand und im Stil alter russischer Volksmärchen gehalten ist. Darin heißt es, ein Mädchen namens „Pravda“ habe einen roten Stern auf der Stirn getragen, der die Welt erleuchtete und ihr Wahrheit, Gerechtigkeit und Glück brachte. Nachdem er von dunklen Mächten gestohlen worden war, rief Pravda das Volk (im Flugblatt die Armee) um Hilfe an, es möge der Welt das Licht der Wahrheit zurückbringen. Die Ambivalenz des Symbols sorgte dafür, dass es auch in seinem Herkunftskontext nie eine statische Deutung erhielt. Stites schreibt:

“The red star modulated its vocality over the years, designating in various contexts light, power, redness, and a locus of perfection.”<sup>19</sup>

### Divergente Visionen: Mongolisierung versus Sowjetisierung

Nach dem Transfer des Sowjetsterns in die Mongolei lässt sich anhand der variantenreichen Kombination mit anderen Symbolen einiges über die Konkurrenzkämpfe von Repräsentationen sowie über den Wandel semantischer Interessenlagen ablesen: In der Mongolischen Volksrepublik herrschte in den 1920er Jahren noch ein Klima relativer Offenheit,

14 A. Anders, Symbols and Rituals in the People's Democracies during the Cold War, in: Stites, *The Origins* (Anm. 13), S. 43-60.

15 I. de Keghel, Die Staatssymbolik (Anm. 11), S. 54.

16 U. Abel, Icons and Soviet Art, in: Stites, *The Origins* (Anm. 13), S. 141-162. Hierzu trug bei, dass es im Russischen eine etymologische Verbindung zwischen dem Wort für „rot“ (*krasnyi*) und dem Wort für „schön“ (*krasivyi*) gibt. Abel schildert in seinem Aufsatz, wie in russischen Häusern die „schöne Ecke“ der Ikonen zur „roten Ecke“ der sowjetischen Propaganda wurde.

17 R. Stites, *Revolutionary Dreams* (Anm. 11), S. 85.

18 O. Figes/B. Kolonitskii, *Interpreting the Russian Revolution. The Language and Symbols of 1917*, New Haven and London 1999, S. 151-152.

19 R. Stites, *Revolutionary Dreams* (Anm. 11), S. 86.

das es möglich erscheinen ließ, Tradition und Moderne, buddhistische Religion und marxistische Ideologie miteinander zu verbinden. Beispielsweise plante das sogenannte „Gelehrte Komitee“, aus dem später die Akademie der Wissenschaften hervorging, eine Zusammenarbeit von buddhistischen Mönchen mit sowjetischen Wissenschaftlern. Diese Forschungseinrichtung gab 1926 sogar zwei Broschüren mit Texten heraus, welche im Buddhismus materialistische Ansätze und Buddha selbst als Urbegründer des Kommunismus identifizierten, und der burjatische Gründer des Instituts, J. Tseveen, forderte die Angehörigen des Revolutionären Jugendverbandes auf, sich eine Essenz religiösen Wissens anzueignen.<sup>20</sup> Entsprechend wurde zu jener Zeit auch der Sowjetstern häufig mit Lotos-Blüten, dem Rad der Lehre oder dem *Yin-Yang*-Zeichen kombiniert.

In den dreißiger Jahren, unter dem Einfluss stalinistischer Repressalien, verschwanden alle Symbole, die dem religiös-philosophischen Spektrum der alten Ordnung zugehörten. Einzig das *Soyombo* (siehe Abb. 1 oben) galt nicht als primär religiöser Bedeutungsträger und wurde als Staatswappen etabliert.<sup>21</sup> Lokalisiert man die Entwicklung des *Soyombo*, dann zeigt sich, dass nicht nur der Sowjetstern mongolisiert, sondern auch dieses Symbol mehrfach sowjetisiert worden ist: In die Mitte des roten Sterns versetzt bildete es bereits in den 1920er Jahren das Emblem der Mongolischen Volksarmee. Ab 1945 schließlich wanderte der fünfzackige Stern oben auf die Spitze des *Soyombo*. Der Zeitpunkt dieser Sowjetisierung eines nationalen mongolischen Symbols ist durchaus pikant: Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in dem die Mongolische Volksrepublik der UdSSR gegenüber loyal gewesen war und materielle Unterstützung geleistet hatte, wurde ein Referendum über den politischen Status der Volksrepublik abgehalten. Hintergrund dieser Volksabstimmung war die Tatsache, dass das Land bis dato unter chinesischer Suzeränität gestanden hatte, also *de jure* lediglich innenpolitisch autonom war. Die nach 1945 entstandene neue weltpolitische Lage bot nun die Chance zur Absicherung des entstandenen Status Quo, und nahezu 100 Prozent der mongolischen Bevölkerung stimmten für eine vollständige staatliche Unabhängigkeit von China. Angesichts dieser Umstände liegt die Interpretation nahe, dass der Sowjetstern an der Spitze des *Soyombo* verdeutlichen sollte, welcher Macht die Mongolische Volksrepublik ihre staatliche Existenz verdankte.

---

20 I. Morozova, *The Comintern and Revolution in Mongolia*, Cambridge 2002, S. 30-32.

21 Dieses aus Einzelsymbolen zusammengesetzte Zeichen ist der erste Buchstabe eines 1686 von Öndör Gegeren Zanabazar entwickelten mongolischen Alphabets.

Während der fünfzackige Stern als Einzelsymbol adoptiert und lokal umgedeutet wurde, war er an der Spitze des *Soyombo* keineswegs gern gesehen. Hier wurde er als Fremdkörper wahrgenommen, der für externe Dominanz stand. Selbstverständlich war diesbezügliche Kritik nicht offen möglich, wohl aber lässt sich zwischen den Zeilen das Unbehagen an der Sowjetisierung eines Nationalsymbols ablesen: Auf künstlerischen Darstellungen von Prozessen des Wandels der sozialen Ordnung (sogar auf solchen, die dem sozialistischen Realismus zuzurechnen sind) ist von der omnipräsenten Staatsflagge immer der obere Teil, also derjenige mit dem Stern, durch den Bildrand abgeschnitten. Wir finden hier ein für den Sozialismus typisches Beispiel für die subversive Rolle des absichtsvoll nicht Gezeigten. Es verwundert daher nicht, dass der Stern bei Protesten im Vorfeld der demokratischen Revolution von 1990 demonstrativ aus dem *Soyombo* entfernt wurde<sup>22</sup> und danach umgehend aus dem Staatswappen verschwand, während er in anderen Kontexten noch als zitierfähig gilt und sich mitunter sogar gewisser Beliebtheit erfreut.<sup>23</sup>

### Zufall, Konventionalisierung und Indifferenz

Kehren wir zurück zu den zufallsbedingten Umständen der Mongolisierung des Sowjetsterns. Wenn es stimmt, dass es Ziel symbolischer Aktion ist, zwischen äußerer und innerer Realität (oder zwischen Vorstellung und Darstellung) eine Entsprechung zu schaffen, dann kamen sich bei diesem Transfer verschiedene Bedeutungszuschreibungen auf unvorhergesehene Weise entgegen: Auf Seiten der Rezipienten gelangte ein bis dato nur sprachlich gefasster Kernbestandteil der kulturellen Identität zu seiner bildlich-emblematischen Entsprechung. Entscheidend für die Resonanz war die Koinzidenz eines existierenden Phraseologismus (*tavan khoshuu mal*) einerseits und der Form des Symbols andererseits, die eine entsprechende Interpretationslogik zuließ. Obgleich es sich hierbei im Grunde um ein Missverständnis gehandelt hatte, stieß die Mongolisierung des Sowjetsterns auch bei den Initiatoren des Transfers durchaus auf Zustimmung, weil sich hiermit eine kulturelle Interpretati-

22 Vgl. C. Kaplonski, *Truth, History and Politics in Mongolia. The Memory of Heroes*, London and New York 2004, S. 82.

23 Nach wie vor werden Gebrauchs- und Ritualgegenstände, besonders im viehwirtschaftlichen Umfeld, mit diesem Symbol verziert. In der Umgangssprache bezeichnet man auch Betrunkene, die mit ausgebreiteten Armen und Beinen ihren Rausch ausschlafen, wegen ihres Anblicks aus der Draufsicht gleich dem Sowjetstern als „Fünfmäuliges“.

on anbot, über die politischer Konsens ausgehandelt werden konnte: Es kam der semantischen Bedarfslage der Ideologen entgegen, dass die Abbildung der fünf Weidetiere in den Zacken des Sterns nicht nur auf die ökonomische Basis, sondern auch auf diejenige soziale Gruppe verwies, die in der Mongolischen Volksrepublik mangels einer Arbeiterklasse lange Zeit das „einfache Volk“ repräsentierte, nämlich auf die nomadischen Viehzüchter.<sup>24</sup> Insofern bot die über nationalkulturelle Attribution entstandene Hybridisierung des Sterns denjenigen, die an einer neuen Sinnkonstitution interessiert waren, sogar die Möglichkeit einer Re-Kodierung im marxistischen Sinne. Über diese mehrseitige Weltauslegung wurde der mongolisierte Sowjetstern als medialer Vermittler der neuen sozialen Ordnung gleich dreifach wirksam: als Symbol der herrschenden Ideologie, als Emblem nationalkultureller Identifikation und als visualisierte Repräsentation des alltäglichen Arbeitskontextes. Dennoch entstand eine für die Etablierung neuer sozialer Ordnungen paradoxe Konstellation: Das, was Pierre Bourdieu mit der Generierung eines *common sense* über Benennung als zentralen Teil politischer Macht<sup>25</sup> bezeichnet hat, trat hier nicht ein. Stattdessen verwies gerade die Namensgebung für das importierte Symbol auf eine andersgeartete, politikferne Sinnstiftung, wodurch Wahrnehmung und Interpretation des Zeichens unkontrollierbar wurden.

Gleichwohl, artikulieren und etablieren konnte sich das hybridisierte Symbol letztlich nur, weil die lokale Deutung aufgegriffen und mit einer ideologiekonformen Re-Kodierung versehen wurde. Angesichts dieser wechselseitigen Bezugnahme ist es schwer zu entscheiden, ob das mit einer politischen Intention importierte Symbol durch die Wahrnehmung über autochthone Interpretationsmuster und die Kreation der fünf Wappentiere entpolitisiert worden ist oder nicht. Andere Beispiele aus der Geschichte der Mongolischen Volksrepublik zeigen, dass die öffentliche Artikulation nationaler Symbole – allen voran das Gedenken an Chinggis Khaan – wenn nicht durchgängig verboten, so doch unerwünscht war. Nach unserem Dafürhalten finden wir im vorliegenden Fall nicht einfach das leitende Motto sowjetischer Kulturpolitik („national in der Form, sozialistisch im Inhalt“) wieder, weil das folkloristische Element kein bildliches Zitat gewesen ist, sondern im Transfer-Prozess überhaupt erst generiert wurde. Vielmehr handelt es sich beim ersten

---

24 Zur Konstruktion des marxistischen Klassenbegriffs in der Mongolei vgl. G. Steiner-Khamsi/I. Stolpe, *Educational Import. Local Encounters with Global Forces in Mongolia*, New York 2006, Kapitel 3.

25 P. Bourdieu, *Sozialer Raum und „Klassen“*, in: Ders., *Sozialer Raum und „Klassen“*. *Leçon sur la leçon*, Frankfurt a. M. 1991, S. 7-46.

Schritt der Mongolisierung um eine einzigartige Umkehrung – sozialistisch in der Form, aber national im Inhalt.<sup>26</sup> Die Ambivalenz des Symbols sorgte dafür, dass die kommunikative Deutung nicht an dieser Stelle endete, sondern sich der Transferprozess anschließend in eine Richtung fortsetzte, die man mit Adrian Vickers als „manipulation of cultural categories“<sup>27</sup> bezeichnen könnte, hier mit dem Ziel, eine sozialistische Identität der Mongolei zu konstruieren. Vermittelt über das importierte Symbol war ein zuvor nicht bildliches Konzept zu sinnlich wahrnehmbarer Gestalt, also von der *Vorstellung* zur *Darstellung* gelangt. Erst durch die kommunikative Dynamik dieser Wandlung von einer Repräsentationsform zur anderen konnte es anschließend reinterpretiert werden, ohne dass jedoch hierdurch jemals eine klare Deutungshoheit erzielt wurde.

Aus dieser mehrseitigen Horizontverschmelzung ergibt sich die generelle Frage, ob kulturelle Unvertrautheit durch aktive Sinnverleihung mit Hilfe lokaler Attributionsmuster, also gewissermaßen über aneignende „Ent-Fremdung“, zu einer emblematischen Repräsentation des Eigenen werden kann. In diesem Falle käme hier zum Tragen, was Serge Moscovici im Rahmen seiner Attributionstheorie „anchoring“ nennt: Durch Klassifizierung und Benennung von Unbekanntem mit Hilfe eigener Kategorien werden neue Relationen zwischen Konzepten etabliert. Den sozialen und assoziativen Charakter des Inhalts von Repräsentationen beschreibt Moscovici als „conventional reality“.<sup>28</sup> Die Mongolisierung des Sowjetsterns zeigt aber eine multilaterale diskursive Konventionalisierung: zuerst mit nationalkulturellem, dann mit ideologischem Referenzpunkt. Bis zum Ende der sozialistischen Ära blieb unentschieden, wessen Weltansicht hier letztlich symbolisiert worden ist. Denn bei aller Dominanz der Ideologie hatte sich die Bezeichnung des Zeichens als „das Fünfmäulige“ erhalten als sprachliches Motiv einer autochthonen mentalen Vorstellung, die zudem immer wieder zu bildlicher Darstellung gelangte. Möglicherweise lässt sich diese Hybridisierung auch als das verstehen, was Roger Chartier in seiner Theorie des intelligiblen Zeichens (das nur durch Erkenntnis zu einem solchen wird)

---

26 Ich danke David Feest für diese inspirierende Interpretation während der Diskussion zum Vortrag dieses Themas auf dem Workshop der AG „Transfer“ des Sonderforschungsbereichs 640 an der Humboldt-Universität im Dezember 2005.

27 A. Vickers, „Malay Identity“: Modernity, Invented Tradition and Forms of Knowledge, in: T. P. Barnard (Hrsg.), *Contesting Malayness. Malay Identity Across Boundaries*, Singapore 2004, S. 25-55, Zit. S. 32.

28 S. Moscovici, *On Social Representations*, in: J. P. Forgas (Hrsg.), *Social Cognition. Perspectives of Everyday Understanding*, London 1981, S. 181-209, Zit. S. 200.

als Spannung zwischen zwei Bedeutungsfeldern von Repräsentationen bezeichnet hat, nämlich denen, die etwas zeigen, was nicht da ist, und jenen, die als öffentliche Vorführung dienen.<sup>29</sup> In beiden Fällen beweist das Zeichen die Existenz des Bezeichneten nicht. Man könnte diese Indifferenz auch ironisch auffassen im Sinne jener für den real existierenden Sozialismus typischen permanenten Repräsentation des Außerwirklichen, die Jens Sparschuh wie folgt zusammenfasst:

„Wir einigten uns damals auf die Formel: im Zwiespalt leben – zwischen dem, was man glauben soll und nicht sehen kann, und dem, was man sehen kann und nicht glauben soll.“<sup>30</sup>

Es ist letztlich nicht entscheidbar, was der mongolisierte Sowjetstern repräsentierte – eine ideologische Zukunftsvision oder einen in eben dieser Ideologie als rückständig abqualifizierten nomadischen Lebensstil. Beides konnte – sogar zugleich – mit seiner Hilfe vergegenwärtigt werden. Ausschlaggebend für die Hybridisierung war die Kompatibilität eines Konzeptes der semantischen Tradition mit der visuellen Wahrnehmung des Symbols. Dessen kontextplurale Präsenz im politischen, öffentlichen und privaten Raum – der fünfzackige Stern befand sich unter anderem auf Wappen, Orden und Medaillen<sup>31</sup> auf Schultaschen, Viehapotheken und Utensilien zum Training von Rennpferden sowie an der Spitze von Meritentafeln – sorgte dafür, dass seine Interpretation mehrdeutig blieb. Im Transferprozess hatte der kulturelle Bezugsrahmen zu unerwarteten terminologischen Plausibilitäten geführt, die dann ihrerseits Korrelate mit der sozialistischen Ideologie eingehen konnten. Beide Motive erwiesen sich in der konkreten, zwar zufälligen, aber nicht beliebigen Kombination als wechselseitig anschlussfähig.

---

29 R. Chartier, *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Berlin 1989, S. 13.

30 J. Sparschuh, *Eins zu Eins*, Köln 2003, S. 313.

31 Ts. Terbish, *BNMAU-yn odon medal', aldar tsol tüüniig ankh khürtegchid, tүүkhэн тоим (1926–1976) (Historischer Überblick über Orden, Medaillen und Titel der MVR sowie die ersten damit Ausgezeichneten [1926–1976])*, Ulaanbaatar 1977.

## Variationen des Anderen: Die Wahrnehmung ausländischer Bildungsmodelle in der argentinischen und chinesischen Modernisierungsdebatte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

Transfer wurde in der Bildungsforschung – und vor allem in Untersuchungen zur Berufsbildung – für lange Zeit als die entweder erfolgreiche oder aber gescheiterte Übertragung technisch-administrativen Know-hows von einem Geber-Land in ein Empfänger-Land betrachtet. Nicht selten waren die Überlegungen zu Transfer dabei eingelagert in allgemeine Diskussionen über Entwicklungshilfe und -zusammenarbeit. „Erfolge“ und „Misserfolge“ wurden dabei vornehmlich daran festgemacht, wie originalgetreu ein Modell in den anderen Kontext transplantiert wurde. In unserem Beitrag geht es hingegen darum, aus historischer Perspektive und mit Blick auf zwei sehr unterschiedliche Länder nachzuzeichnen, wie es überhaupt zu bestimmten Transfers kommen konnte: Welche Ideen, welche Modelle erschienen den „Modernisierern“ in Argentinien und China vor dem Hintergrund ihrer eigenen, semantisch konstruierten „lokalen Umstände“ überhaupt als nachahmenswert oder transferwürdig? Wie wurden diese fremden Ideen auf der Grundlage eigener Verständniskategorien und Problemvorstellungen dekodiert und schließlich mit Blick auf ein „lokales Publikum“ wieder übersetzt? Wie lassen sich dabei die unterschiedlichen Kontexte Argentinien und China für eine breiter angelegte Transferdiskussion nutzbar machen?

Die beiden hier untersuchten Länder weisen in ihrer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung einige markante Gegensätzlichkeiten auf, die auch für die Herausbildung von Berufsbildungsformen und -modellen bedeutend waren. Während beispielsweise im chinesischen Kontext die relativ autochthone politische und wirtschaftliche Entwicklung bis ins 19. Jahrhundert hinein die Herausbildung eigenständiger Struktur-, Organisations- und Repräsentationsformen begünstigte,<sup>1</sup> konnten sich diese im argentinischen Kontext aufgrund der kolonial geprägten Abhängigkeit von Europa gar nicht erst entfalten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kehrte sich diese Situation für beide Länder um. Argenti-

---

1 Die Strukturen der Berufsausbildung weisen dabei Ähnlichkeiten mit dem deutschen Kontext auf (Organisation in Gilden und Zünften etc.). Vgl. z. B. Qu Yanbin, *Geschichte der Zünfte* (Hanghuishi), Shanghai 1999.

nien, das seinen Kolonialstatus im Jahr 1816 abgeworfen hatte, musste nun seine unabhängige Rolle innerhalb des internationalen Staaten- und Wirtschaftssystems neu definieren. China hingegen fand sich seit den 1840er Jahren durch seine Niederlagen in den Opiumkriegen in einer halbkolonialen Lage wieder, in welcher der Untergang der eigenen (Kultur-)Nation als ständige Bedrohung gesehen wurde. Während die argentinischen Eliten das eigene Land wie selbstverständlich als noch der Barbarei verhaftet sahen, die es in Richtung der modernen, fortschrittlichen Welt zu verlassen galt, sorgte die Bemerkung eines chinesischen Diplomaten im Jahr 1876, dass die Barbaren von heute (d. h. die Nicht-Chinesen) über eine zweitausendjährige Zivilisation verfügten, für solche Empörung, dass die entsprechenden Drucktafeln zerstört wurden.<sup>2</sup>

Der chinesische Blick auf das Ausland – und damit auch zumeist auf das Neue – geschah somit stets vor dem Hintergrund und in Auseinandersetzung mit einer übermächtigen Tradition – zu verstehen als die institutionalisierte (und je nach Bedarfslage immer wieder neu konstruierte) konfuzianische Tradition, die im Chinesischen auch „große Tradition“ (*da chuantong*) genannt wird.<sup>3</sup> Die argentinischen Eliten konnten sich hingegen – als Vertreter eines zu kultivierenden „Neulandes“ – geradezu unverfänglich auf die Suche nach ausländischen Modellen begeben, mithilfe derer das Land in die Reihe der fortschrittlichen Staaten eingereiht werden sollte.

Trotz dieser Unterschiede gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Gemeinsamkeiten. Beide Länder sahen sich in einer Umbruchsituation, in welcher der Wunsch im Vordergrund stand, eine „moderne“ Nation zu werden, wozu auch der Aufbau eines „modernen“ Bildungssystems gehörte. Ihre zunehmende Verflechtung mit dem Weltmarkt und damit einhergehende, weitreichende ökonomische, politische, gesellschaftliche und kulturelle Transformationen führten dazu, dass die Grundlagen von Staat und Gesellschaft gewissermaßen neu gedacht und formuliert werden mussten – und dafür auch eine neue symbolische Begrifflichkeit entwickelt werden musste, wofür man sich außerhalb des eigenen Sinnhorizonts liegender semantischer Ressourcen

- 
- 2 Die Rede ist von Guo Songtao (1818–1891); vgl. Liang Qichao, Eine zusammenfassende Diskussion der Evolution Chinas in den letzten fünfzig Jahren (*Wushinian Zhongguo jinhua gailun*), ursprünglich veröffentlicht im Februar 1923. Der Artikel findet sich in Liang Qichao, *Gesammelte Werke aus dem Studio des Eis-trinkers* (*Yinbing shi heji*), 5. Bd., 2. Artikelsammlung, Beijing 1989 [1936], S. 39–48, hier S. 43.
- 3 Damit wird sie abgegrenzt von der „kleinen Tradition“ (*xiao chuantong*), die das alltägliche Lebensumfeld der nichtelitären Bevölkerungsschichten umreißt und stark vom Daoismus und teilweise Buddhismus geprägt ist.

bediente. Der Aufbau und die Ausgestaltung des Bildungssystems – *mental*, *diskursiv* und *institutionell* – waren Teil dieser Bemühungen. Bildung war dabei Ziel und Mittel zugleich: Einerseits vermittelte sie, gestützt auf unterschiedliche pädagogische Ansätze, bestimmte Bilder von Individuum und Staatsbürger; andererseits wurde sie, vor allem in Form der Primarschule, als das ideale Instrument zur Heranziehung eben dieser Menschen und Staatsbürger gesehen.

Auch der Berufsbildung kam diese Doppelbedeutung zu: Es galt einerseits, den Platz des arbeitenden Menschen in der Gesellschaft symbolisch zu bestimmen. Andererseits – und weitaus prononcierter in den Vorstellungen vor allem der Bildungspolitiker – sollte die Berufsbildung dabei helfen, den sich wandelnden Bedarf an Arbeitskräften zu befriedigen, dadurch die Wirtschaftskraft des Landes zu steigern (bzw. wiederherzustellen) und soziale Instabilitätsfaktoren wie Arbeitslosigkeit, Müßiggang und Armut zu verhindern (bzw. zu reduzieren). In der Debatte über mögliche Formen der Berufsbildung griffen die Akteure wiederholt auf ausländische Modelle zurück. Dabei ist der Verweis auf das Ausland keinesfalls gleichzusetzen mit einer „wirklichkeitsgetreuen“ Beschreibung desselben. Vielmehr diente das Ausland – und hier je nach Land und Zeitperiode in unterschiedlichen Rollen – als eine Art Initialzündung für die eigene Debatte oder auch als Legitimation bestimmter Positionen im Diskurs. Das Ausland als Referenz war damit nicht nur Informationsquelle, sondern auch und gerade eine Projektion des eigenen Denkens.<sup>4</sup>

In dem vorliegenden Beitrag wollen wir diesen Auslandsverweisen und den damit einhergehenden Transferdiskussionen anhand von konkreten historischen Beispielen nachgehen, und zwar mit Blick auf die im Entstehen begriffenen argentinischen und chinesischen Berufsbildungssysteme. Für Argentinien wird eine um 1881 von zwei nationalen Bildungsbehörden geführte Diskussion betrachtet, in der um die Errichtung entweder von Gewerbeschulen (nach französischem Vorbild) oder von Hospizschulen mit handwerklichem Unterricht (nach amerikanischem

---

4 Siehe z. B. auch B. Zymek, Das Ausland als Argument in der pädagogischen Reformdiskussion: Schulpolitische Selbstrechtfertigung, Auslandspropaganda, internationale Verständigung und Ansätze zu einer vergleichenden Erziehungswissenschaft in der internationalen Berichterstattung deutscher pädagogischer Zeitschriften, 1871–1952, Ratingen 1975; oder für den Fall Japan, Sowjetunion und China, siehe J. Schriewer et al., Konstruktion von Internationalität: Referenzhorizonte pädagogischen Wissens im Wandel gesellschaftlicher Systeme (Spanien, Sowjetunion/Russland, China), in: H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), Gesellschaften im Vergleich. Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften, Frankfurt a. M. 1998, S. 151-258.

Vorbild [USA, Uruguay]) gestritten wurde. Für China werden zunächst die Auslandsverweise in den berufsbildungsbezogenen Artikeln der *Zeitschrift für Bildung und Erziehung (Jiaoyu Zazhi; im folgenden ZBE)* zwischen 1909 und 1941 in ihren groben Zügen und Tendenzen untersucht. Anschließend wird anhand von zwei unterschiedliche Referenzgesellschaften thematisierenden Artikeln – über Japan und über Deutschland – die Art der Bezugnahme auf das Ausland exemplarisch veranschaulicht und analysiert.

Für beide Untersuchungsfälle wurden damit Foren der öffentlichen Auseinandersetzung gewählt, die besonders repräsentativ für die Debatten und die Artikulation neuer Ideen im Bildungsbereich waren: für Argentinien die offiziellen Memoiren des nationalen Bildungsministeriums, für China eine der wichtigsten Bildungszeitschriften in diesem Zeitraum. Die Memoiren, die das argentinische Bildungsministerium dem Kongress jährlich einreichte, beinhalten u. a. alle für den Bildungsbereich verabschiedeten Gesetze und Erlasse, Darstellungen offizieller Reformprojekte, jährliche, durch den Schulleiter vorgelegte Schulberichte sowie – wie in dem hier untersuchten Fall – die offiziellen Briefwechsel zu Bildungsangelegenheiten zwischen verschiedenen Akteuren. Die chinesische *ZBE* druckte nicht nur, ähnlich den argentinischen Memoiren, sämtliche Bildungsgesetze, -erlasse und -reformvorschläge ab, sondern bildete zugleich eine überaus einflussreiche Plattform für Bildungsdebatten unter Pädagogen, Bildungspolitikern und teilweise auch Vertretern aus der Wirtschaft.<sup>5</sup>

In den folgenden Abschnitten wird nun beleuchtet, welche Rolle die selektierten ausländischen Modelle und Vorbilder in der argentinischen und chinesischen Diskussion um Berufsbildung spielten. In der anschließenden Auswertung soll herausgeschält werden, welche lokalen Zusammenhänge die Blicke auf ausländische Modelle begünstigten; womit das Interesse oder die Präferenz der lokalen Akteure für ein bestimmtes Modell zusammenhingen; welche Bedeutung dabei ihre Wahrnehmungen des eigenen Kontextes einnahmen; und inwieweit ihre Referenzhorizonte und Wahrnehmungen des „Anderen“, d. h. der konkreten Ausleihkontexte, ihren Blick auf das Ausland bereits vorformten.

---

5 Sie gehörte zusammen mit der Zeitschrift *Chinesische Bildungskreise (Zhonghua Jiaoyujie)* zu „den Bildungszeitschriften mit der längsten Geschichte und dem größten Einfluss“; so Li Benyou, *Die Jiaoyu Zazhi und die Zhonghua Jiaoyujie – eine Fallstudie zu Medien und Entwicklung von Bildung und Erziehung (Jiaoyu Zazhi yu Zhonghua Jiaoyujie – Jiaoyu meiti yu jiaoyu fazhan de gean yanjiu)*, in: *Jimei Daxue Jiaoyu Xuebao* 4 (2000), S. 9-13.

## Das Ausland in der argentinischen Bildungsdebatte

Im Jahre 1881 versuchte der argentinische Bildungsminister Manuel D. Pizarro (1841–1909) eine *Escuela Nacional de Artes y Oficios* (nationale Gewerbeschule) zu errichten. Daraus ergab sich eine schriftliche Diskussion zwischen ihm und Domingo F. Sarmiento (1811–1888), dem damaligen Aufsichtsbeamten des *Consejo Nacional de Educación* (Nationalrat für Bildung).<sup>6</sup> In ihrer Auseinandersetzung stellten die Vertreter der beiden Bildungsbehörden ihre Problemwahrnehmungen, ihre Zukunftsvorstellungen sowie ihre bevorzugten institutionellen Lösungen dar. Dabei waren ihre Ideen zu Bildungsalternativen vom Ausland inspiriert: Pizarro dachte an die französischen *Ecoles d'Arts et Métiers*, während Sarmiento hauptsächlich die nordamerikanischen und uruguayischen Kinderheime mit praktischer Ausbildung bevorzugte.

Im Folgenden soll die Diskussion vorgestellt und dabei auf die verschiedenen Präferenzen für ausländische Bildungsmodelle geachtet werden, die sich im Kontext einer wachsenden, weltweiten Expansion von modernen Bildungsideen und -modellen herausbildeten.<sup>7</sup>

### Die Konjunktur: Modernisierung und Bildung

Im Zusammenhang mit transnationalen Modernisierungsbewegungen erfolgten auch in dem seit 1816 unabhängigen Argentinien wirtschaftliche, politische sowie breite gesellschaftliche Transformationen. Dieser Wandel wurde durch die Einbindung Argentiniens in den internationalen Wirtschaftsmarkt ab 1860 stark beschleunigt. Er war auch das Resultat der engagierten Versuche der Führungsschichten, aus dem Gebiet der damaligen spanischen Kolonie einen modernen Staat und die dazugehö-

---

6 Der offizielle Briefwechsel, welcher zumindest teilweise auch von der Presse veröffentlicht wurde, findet sich in Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria presentada al Congreso Nacional de 1881 por el Ministro de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Buenos Aires 1881.

7 Wie der neo-institutionalistische Ansatz der *world culture* betont, expandierten neben staatlichen und kulturellen Organisationsmustern auch ursprünglich im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts entstandene moderne Bildungsprogramme weltweit. Als Teil dieses Prozesses fand eine allmähliche globale Umsetzung isomorpher Bildungsstrukturen statt, so auch in Argentinien. Siehe z. B. J. W. Meyer/F. O. Ramirez, *The World Institutionalization of Education*, in: J. Schriever (Hrsg.), *Discourse Formation in Comparative Education*, Frankfurt a. M. 2000, S. 111-132 und G. M. Thomas/J. W. Meyer/F. O. Ramirez/J. Boli, *Institutional Structure. Constituting State, Society, and the Individual*, Newbury Park, CA. 1987.

rige Nation zu bilden.<sup>8</sup> Binnen weniger Jahrzehnte verformte sich durch den gestiegenen Agrarexport, stetige Zuwandererwellen und wachsendes ausländisches Kapital die wirtschaftliche und soziale Struktur des Landes. Auch politisch veränderte sich das Land bemerkenswert, denn diese Transformationen wurden vom rechtlichen und institutionellen Aufbau eines modernen Staates begleitet, wofür die Führungsschicht Ausschau nach ausländischen Vorbildern hielt. Aus der Sicht der Erbauer der argentinischen Nation war die Rolle der Bildung für den Aufbau und die Entwicklung Argentiniens schlüssig. Es handelte sich um ein Land, das aus der *barbarie* (Barbarei) herauskommen musste, um sich der *civilización* (Zivilisation) anzuschließen, welche in anderen Teilen der Welt „fortgeschrittener“ war. Im Hinblick darauf war es nötig, das Land – inklusive der Bildung – für europäische Einflüsse zu öffnen.<sup>9</sup> Bis dahin folgten die bestehenden Bildungsstrukturen immer noch vormodernen, aus der Kolonialzeit stammenden Mustern, die kein nationales Bildungssystem darstellten, sondern ein Konglomerat loser, unartikulierter Bildungseinrichtungen. Letztere wurden zumindest auf einer diskursiven Ebene von den Politikern praktisch nicht berücksichtigt; die Diskussionen über die Gründung moderner, nationaler Strukturen schienen vielmehr vor dem Hintergrund einer *Tabula Rasa* zu verlaufen.

In diesem Zusammenhang wurden als erste Maßnahme ab 1864 *Colegios Nacionales* (Sekundarschulen) aufgebaut. Die Ausbreitung der Grundschuleinrichtungen sollte – gestützt auf das Grundgesetz für die Allgemeine Bildung von 1884, welches sich stark an das französische Vorbild anlehnte – erst etwas später erfolgen. Die Nationalen Sekundarschulen besaßen keine praktische Ausrichtung; vielmehr bewahrten sie die Merkmale der traditionellen Bildung: Das Primat hatten der „*enciclopedismo*“ (Enzyklopädismus) – ein Begriff, der verwendet wurde, um die Tendenz der Schulen zu kritisieren, sich mit einer Sammlung von abstraktem Wissen zu beschäftigen –, die Universitätsorientierung und der Schwerpunkt auf die humanistischen Fächer. Dies alles diente der „politischen Funktion“,<sup>10</sup> Männer auf die Regierungsrollen vorzubereiten.<sup>11</sup> Die Studienausrichtung wurde jedoch bald von verschiedenen

---

8 J. L. Romero, *Las ideas políticas en Argentina*, Buenos Aires 1997 (15. Auflage); R. Cortes Conde/E. Gallo, *La formación de la Argentina moderna*, Buenos Aires 1967.

9 T. S. Di Tella, *La controversia sobre la educación Argentina: Sus raíces*, in: *Revista mexicana de Sociología* 28 (1966), H. 4, S. 855-888.

10 J. C. Tedesco, *Educación y Sociedad en la Argentina (1880–1945)*, Buenos Aires 1993 (2. Auflage).

11 Das wurde explizit von den damaligen Regierenden ausgedrückt. Der damalige Präsident Bartolomé Mitre (1862–1868), der als Gründer der Nationalschulen

Akteuren für die Vernachlässigung „praktischer“ oder „beruflicher“ Studieninhalte kritisiert, was als Hindernis für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Landes gesehen wurde.

Die Debatte: Gegenüberstellung von Modellpräferenzen im Kontext unterschiedlicher Bedarfvorstellungen und Referenzhorizonte

*Der Vorschlag von Bildungsminister Pizarro und sein Vorbild*

Einer dieser Kritiker war der Bildungsminister Pizarro.<sup>12</sup> Für Pizarro war die Zeit gekommen, eine Reform anzugehen, welche das Unterrichtswesen auch an „populären Bestrebungen, Berufungen und Tendenzen“ orientieren sollte.<sup>13</sup> Diese neue Orientierung sollte die Entwicklung des Handels, der Industrie und aller anderen Mittel fördern, „die zum Wohlstand der modernen Nationen beitragen“ und entsprechend auch

---

gilt, behauptete: „Das Dringende, das Lebenswichtige, weil wir die Ignoranten unter Lebensgefahr bilden müssen, ist, die Aktion gegen die Ignoranz zu verstärken [...] bevor die ungehobelte Masse herrscht und unregierbar wird und uns die Kraft ausgeht, sie zu den Erlösungswegen zu lenken. Deswegen haben wir neben den Grundschulen Nationalschulen, welche die Bildung anbieten, die den Mann für das soziale Leben vorbereitet und in ihm die höchsten Verstandeskkräfte entwickelt und auf diese Weise das intellektuelle Niveau anhebt, sodass das in einer bestimmten Zahl von Individuen kondensierte Wissen sich auf die Ignorantmassen auswirkt, das lebendige Licht verbreitet und die Regierungsstellen mit gemäßigten Waffen unterstützt.“ (So Mitre im Jahr 1870, zitiert in J. C. Tedesco, *Educación y Sociedad* [Anm. 10], S. 67).

- 12 Manuel D. Pizarro war Bildungsminister während der ersten zwei Jahre der Präsidentschaft von Julio A. Roca (1880–1886). Die Regierung Rocas führte große Reformen durch, u. a. die Trennung von Kirche und Staat. Pizarro, als strenger Katholik und Verfechter der Position der Kirche gegenüber dem Staat, blieb darüber nicht lange in seinem Amt: er wurde 1882, kurz vor dem ersten südamerikanischen pädagogischen Kongress, ersetzt.
- 13 Im Jahr 1881 behauptete er: „In unseren kurzen Jahren von organisiertem und geordnetem Leben sind wir der universalen Bewegung der modernen Gesellschaft weder gleichgültig noch fremd geblieben. Vom Zeitgeist entzückt, sind wir in rasender Wende, mitten in den letzten Aufruhren unserer politischen Organisation, ihrer Entwicklung gefolgt. [...] Jedenfalls war uns unser eigener Enthusiasmus verhängnisvoll. Bemüht, um das Ende eines Arbeitstags zu erreichen, welcher gar kein Ende hat, haben wir uns beeilt, auf den Berggipfel der Allgemeinen Bildung zu gelangen... So haben wir den *Colejio* und die *Academia* für das professionelle oder wissenschaftliche Hochschulwesen gegründet und haben die Grundschule und die allgemeine Bildung des Volks vernachlässigt; wir haben eine Sternwarte errichtet und die *Escuelas de Artes y Oficios* mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung beobachtet.“ (Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria [Anm. 6], S. 4-5)

den Fortschritt der argentinischen Nation vorantreiben.<sup>14</sup> Vorbild für diese erwünschte Neuorientierung der Bildung waren für Pizarro die französischen *Ecoles d'Arts et Métiers*.

Um 1881 waren die französischen *Ecoles d'Arts et Métiers* in Argentinien sowohl direkt aus Frankreich als auch über Chile und Peru bekannt. Die *Ecole d'Arts et Métiers* war von der französischen Regierung nach der Abschaffung der Zünfte im Jahr 1792 entworfen worden, um die berufliche Ausbildung des zünftigen Lehrlingssystems zu ersetzen. Auf diesem Gebiet – der Umwandlung der Berufsbildung von einem Lehrlingssystem in eine schulische Form – spielte Frankreich weltweit eine führende Rolle.<sup>15</sup> Nach Genehmigung durch Napoleon im Jahr 1803 war die erste dieser Schulen errichtet worden, die *Ecole d'Arts et Métiers* Châlons-sur-Marne, welche die Ausbildung von Arbeitern und Werkmeistern übernahm. Diese Schulen kombinierten praktische Werkstattarbeit, wie Schmieden, Gießerei und Tischlerei, mit der Vermittlung theoretischer Kenntnisse im Klassenunterricht, darunter Geometrie, Zeichnen, Grundlagen der Mechanik sowie die Eigenschaften von Werkstoffen.<sup>16</sup> Wenige Jahrzehnte später wirkte der mittlerweile pensionierte Leiter der Schule Châlons-sur-Marne, Jarriez, bei der Errichtung ähnlicher Schulen in Chile und Peru mit. Seine Erfahrungen in diesem Bereich publizierte Jarriez in vier Bänden, die in dieser Zeit auch in Argentinien auf Spanisch zu erhalten waren.<sup>17</sup> In Argentinien verfügten die *Escuelas de Artes y Oficios* als Modell über breite gesellschaftliche Akzeptanz – das behaupteten nicht nur Pizarro,<sup>18</sup> sondern auch Sarmiento<sup>19</sup> sowie Presseberichte (wie in *La Prensa*) und Berichte der Zeitung des *Club Industrial*.<sup>20</sup> Pizarro beschrieb die Güte dieser Art von Schulen folgendermaßen:

„Die *Escuela de Artes y Oficios* [...] nährt die Intelligenz, kräftigt das Herz für die Tugend, stärkt die Muskelkräfte für das Bemühen des Lebens, füttert den Menschen mit einer ehrlichen Arbeit, begünstigt die Industrie und den Handel, entwickelt die produktiven Kräfte des Landes,

14 Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria (Anm. 6), S. 33.

15 J. R. Pannabecker, Integrating Technology, Science, and Math at Napoleon's School for Industry, 1806-1815, in: *Journal of Technology Education* 14 (2002), H. 1, S. 51-64.

16 J. R. Pannabecker, Inventing Industrial Education: The Ecole d'Arts et Métiers of Châlons-sur-Marne, 1807-1830, in: *History of Education Quarterly* 44 (2004), H. 2, S. 223-249.

17 Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria (Anm. 6).

18 Ebenda, S. 87.

19 Ebenda, S. 75.

20 *Club Industrial*, *El Industrial*, 3. März 1881.

fördert den Spekulations- und Unternehmergeist, verbreitet die Glückseligkeit und den allgemeinen Wohlstand durch die Befriedigung der fundamentalen Bedürfnisse der Existenz...“<sup>21</sup>

Dementsprechend beauftragte er den neu gegründeten Nationalrat für Bildung mit der Gründung einer *Escuela de Artes y Oficios*; seine einzige Vorgabe war, dass sie sich „an die industriellen Bedürfnisse des Landes“ anpassen sollte.

*Die Reaktion von Sarmiento, dem Leiter des Nationalrats für Bildung*

Trotz dieser angeblichen Beliebtheit sprach sich Sarmiento,<sup>22</sup> zu dieser Zeit Aufsichtsbeamter des Nationalrats für Bildung, welcher das Projekt der *Escuela de Artes y Oficios* implementieren sollte, gegen den Auftrag des Bildungsministers Pizarro aus. Sarmiento legte dafür eine Reihe von Gegenargumenten und Gegenvorschlägen vor.

Um seine Ablehnung zu begründen, verwies Sarmiento zunächst auf die Erfahrung Chiles. Die chilenische *Escuela de Artes y Oficios* sei sehr gut ausgerüstet gewesen und habe eine komplette Ausbildung mit sowohl praktischer als auch theoretischer Ausrichtung angeboten. Als jedoch die ersten Absolventen die Schule verließen, „musste sich die Regierung fragen, was sie mit diesen hoch qualifizierten Künstlern machen sollte“, „denn niemand hatte Bedarf an diesen Handwerkern, und selber konnten sie keine Werkstätten errichten.“<sup>23</sup> Zudem verfügte Argentinien über weitaus mehr Einwanderer als Chile; diese brachten ihre „theoretischen und industriellen Kenntnisse“ mit sich, weswegen die

---

21 Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria (Anm. 6), S. 6.

22 Sarmiento war Lehrer, Staatsmann, Journalist und Schriftsteller und spielte eine herausragende Rolle beim Transfer von Bildungsmodellen aus dem Ausland nach Argentinien. Sein berufliches Leben begann er im Alter von 15 Jahren als Lehrer einer Landschule und wurde bald in der Legislative seiner Provinz tätig. Aus politischen Gründen emigrierte er 1831 nach Chile, wo er sich als Journalist auszeichnete und die erste Normalschule Südamerikas leitete. 1845 wurde er von der chilenischen Regierung für drei Jahre nach Europa und in die USA geschickt, mit dem Auftrag, Bildungsmethoden zu untersuchen. Kurz danach kehrte er nach Argentinien zurück und schloss sich dem politischen Leben wieder an. Er bekleidete zunächst das Amt des Gouverneurs der Provinz San Juan, wurde dann – diesmal von der argentinischen Regierung – wiederum in die USA geschickt, wo er drei weitere Jahre verbrachte und an verschiedenen pädagogischen Kongressen teilnahm. Im Jahr 1868 wurde er schließlich Präsident Argentinien. Die Leitung des Nationalrats für Bildung – welche er aufgrund der zahlreichen Auseinandersetzungen, in die er involviert war, nur wenige Jahre ausübte – war eine der zahlreichen Funktionen, die er nach seiner Präsidentschaft und vor seinem Tod im Jahr 1888 erfüllen sollte.

23 Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria (Anm. 6), S. 76.

Bemühungen der Regierung, industrielle Qualifikationen zu vermitteln, noch überflüssiger waren als in Chile.<sup>24</sup> Auch nach lobendem Verweis auf die US-amerikanischen berufsbildenden Strukturen fragte Sarmiento rhetorisch: „Aber welche wären die praktischen Anwendungen dieser industriellen Unterweisung in unserem Land?“<sup>25</sup> In Bezug auf die Ausrichtung Architektur meinte er, dass das Land bereits deutsche, französische und vor allem italienische Architekten habe, sodass das Land mit dieser Ausrichtung nichts verdienen würde. Für die Variante Bergbau existiere bereits eine Einrichtung, und das sei ausreichend. Und schließlich betonte er mit Blick auf den Maschinenbau: „Maschinen für welche Industrie, die es nicht schon besser in den Industrieländern gibt?“<sup>26</sup> Daran schloss er sein Hauptargument an:

„Die argentinische Republik wird auf lange Zeit kein industrielles Land sein. Ihr fehlen die Arme, industrielle Instinkte oder Traditionen, Kohle, Wasserfälle und Brennholz als Motoren. Wenn eine Industrie sich als nützlich erweist, werden die Maschinen im Ausland bestellt und die Maschinenmeister, um sie zu montieren, erübrigen sich. [...] Eine neu errichtete Industrie wird Dampfmaschinen bauen, ohne einen argentinischen Leiter oder argentinische Mechaniker zu benötigen.“<sup>27</sup>

Daher plädierte Sarmiento für die Gründung einer anderen „Art von *Escuelas de Artes y Oficios*“, wie er schrieb, nach dem Vorbild Montevideos (Uruguay) sowie New Yorks. Damit meinte er eigentlich eine *Casa de reforma* (Institution für Straßenkinder oder „unbändige“ Kinder), in der man den Kindern Künste und Berufe beibringen könnte. Sein Argument war, dass Buenos Aires ähnlichen Problemen wie andere Großstädte ausgesetzt war:

„Die großen Städte haben ihre eigenen Krankheiten, die ständig geheilt werden müssen, wie die Krätze... Dieser Auswuchs, dieses Moos und die Pilze, die sich in den schmutzigen und dunklen Ecken der Gesellschaft entwickeln, erzeugen später den Taschendieb, den Räuber, den Mörder, den Betrunkenen, den unheilbaren Bewohner des Krankenhauses oder des Zuchthauses.“<sup>28</sup>

Deshalb fand er, dass für Buenos Aires mit seiner hohen Einwohnerzahl eine solche Einrichtung vorrangig war.

24 Allerdings stellte sich kurze Zeit später heraus, dass die tatsächlich eingetroffenen Einwanderer gar nicht so qualifiziert waren, wie man es sich gewünscht hätte.

25 Ministerio de Justicia, Culto e Instrucción Pública, Memoria (Anm. 6), S. 78.

26 Ebenda.

27 Ebenda.

28 Ebenda, S. 80.

### *Pizarros Verteidigung seines Vorhabens gegenüber Sarmiento*

Im Gegensatz zu Sarmiento trug sich Pizarro mit einer anderen Lageeinschätzung und Zukunftsvorstellung hinsichtlich der Entwicklung des Landes. Für die Planung einer *Escuela de Artes y Oficios* habe die Regierung, so Pizarro, verschiedene Tatsachen berücksichtigt: die Größe des argentinischen Territoriums; die reiche Vielfalt seiner natürlichen Ressourcen; die Üppigkeit der Rohstoffe; die progressive Entfaltung der Landwirtschaft und des Handels;

„...und bei der Untersuchung und Berechnung von all diesen Faktoren und vielen anderen ist sie [die Regierung; VO] zu dem Schluss gekommen, dass all das zwangsläufig in kurzer Zeit zu einer industriellen Entfaltung führt, und es ist Aufgabe des Patriotismus, diese Entfaltung zu beschleunigen.“<sup>29</sup>

Weil der Qualifikationsgrad der argentinischen Bevölkerung für die im Entstehen begriffenen Industrien „erbärmlich“ war und die argentinischen Industrien deshalb auf teure, aus Europa einwandernde Arbeiter angewiesen waren, musste in die aktuelle Situation eingegriffen werden. Warum sollte sich die Republik Kompetenzen aus dem Ausland leihen, anstatt die eigenen Leute angemessen auszubilden? In diesem Sinne entfaltete der Bildungsminister sein zentrales Argument und konfrontierte damit Sarmiento:

„Ich sehe keinen Grund dafür, warum die Nation in ewiger Unterjochung und Anspannung gegenüber der ausländischen Industrie leben soll, was Manufakturen des täglichen Bedarfs angeht, ohne dazu imstande zu sein, sie selbst zu produzieren, mit den Rohstoffen, die [derzeit; VO] fremden Händen überreicht werden... Die Nationalregierung kann deshalb nicht der Aussage zustimmen, dass die Republik nie, oder zumindest auf lange Zeit nicht, ein industrielles Volk sein wird; sie kann angesichts der physischen und wirtschaftlichen Konstitution des Landes auch nicht damit übereinstimmen, dass die Gründung einer „*Escuela de Reforma*“ für die Waisen- oder Straßenkinder und die Errichtung einer „*Escuela Agronómica*“ für die Förderung der Landwirtschaft und der Industrie ausreichend wären!“<sup>30</sup>

### Das Ausland in der chinesischen Bildungsdebatte

In der *Zeitschrift für Bildung und Erziehung (ZBE)* – wie auch generell in der chinesischen Medienöffentlichkeit des beginnenden 20. Jahrhun-

29 Ebenda, S. 87f.

30 Ebenda, S. 89f.

derts – war der „Westen“ als impliziter oder expliziter Dritter immer Teil des Elitendiskurses. Eine „autochthone“ chinesische Tradition war in der damaligen Publizistik nur als Illusion oder als Konstruktion gegenüber einer importierten, westlichen Moderne vertreten.<sup>31</sup> Die Autoren der insgesamt reformorientierten ZBE waren mit westlichen (Bildungs-) Ideen gut vertraut, oft auch auf Grundlage eigener Auslandsaufenthalte. In diesem pädagogischen Diskussionsforum nahm die Berufsbildung<sup>32</sup> einen wichtigen Platz ein. Da sie – als schulische Organisation der Vermittlung beruflichen Wissens – ein neues Konzept darstellte, welches erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Eingang in die innerchinesische Diskussion fand, sind hier die Verweise auf das Ausland überdurchschnittlich stark. Es galt sowohl die verschiedenen Möglichkeiten einer schulischen Berufsausbildung kennen zu lernen und einem (Fach-)Publikum vorzustellen als auch das Ausland als Argument für oder gegen bestimmte Reformoptionen einzusetzen. Innerhalb derjenigen Artikel, deren Titel bereits eine Beschäftigung mit ausländischer Berufsbildung im weitesten Sinne erkennen lassen,<sup>33</sup> nehmen die USA einen herausragenden Platz ein (27%), gefolgt von Japan (15%), Deutschland (10%), England (7%) und Russland (4%).<sup>34</sup>

---

31 Wie der von Eric Hobsbawm herausgegebene Band *The Invention of Tradition* (Cambridge 1996) zeigt, ist dies kein chinesischer Sonderfall.

32 Berufsbildung wird hier im weitesten Sinne verstanden sowohl als Ausbildung für die spätere Ergreifung eines Berufs als auch als Ausbildungsmöglichkeit für Berufstätige und fasst z. B. Industriebildung, Fortbildung, Gemeindeerziehung, Abendschulen etc. mit ein. Daher werden dem Themenkomplex mehr Artikel zugerechnet, als dies im Index der ZBE unter der Rubrik *Berufsbildung* der Fall ist.

33 Aus arbeitsökonomischen Gründen konnten bei dieser Erfassung nur die Titel berücksichtigt werden, die (i) einen offensichtlichen Verweis auf ein anderes Land (oder das „Ausland“) enthalten; die sich (ii) in den berufsbildungsrelevanten Inhaltskategorien des Indexes befinden; oder die (iii) neben dem Auslandsverweis einen der folgenden Begriffe beinhalten: *Beruf* (*zhiye, hangye*), *Industrie* (*shiyè, gongyè*), *manuelle Arbeit* (*shougong*), *Arbeit* (*laogong, laodong, gongzuo, laozuo*), *Arbeiter* (*gongren*), *Handel/Gewerbe* (*shangyè*), *Arbeitslosigkeit* (*shiyè*), *Technik/Technologie* (*jishu*), *Wirtschaft* (*jingji*). Obwohl aus diesem Raster Artikel herausfallen, deren Auslandsverweise oder Relevanz für die Berufsbildungsdiskussion nicht im Titel erscheinen, kann diese Erfassung doch zumindest einen groben Überblick über die tendenzielle Verteilung der Auslandsverweise auf bestimmte Regionen und bestimmte Inhaltskategorien geben. Insgesamt wurden 204 Titel mit Berufsbildungs- und Auslandsbezug ausgemacht.

34 Alle weiteren Länder haben zusammen einen Anteil von gut 14 Prozent (in absteigender Reihenfolge Frankreich, Dänemark, die Philippinen, Schweden, Italien, Schweiz, Polen, Kanada und Mexiko). Titelverweise auf das „Ausland“ allgemein oder auf Länder mehrerer Kontinente finden sich in gut 22 Prozent der Fälle.

Sieht man sich nun die Konjunkturen der verschiedenen Ausländerreferenzen an, so lässt sich feststellen, dass auf die USA zwischen 1909 und 1940 zwar am regelmäßigsten und fast durchgängig verwiesen wird, dass die absoluten Peaks aber von Japan (um 1917 und 1925) und von Deutschland (um 1913, 1922 und 1931) besetzt werden. Während der Modellcharakter der USA spätestens seit der Xinhai-Revolution von 1911 unumstritten schien, war die Anziehungskraft Japans und Deutschlands deutlich stärkeren Schwankungen ausgesetzt; beide Länder konnten sich in bestimmten Phasen des Diskurses aber nichtsdestotrotz gegen das nordamerikanische Modell durchsetzen. So erklären sich die zahlreichen Japan-Verweise um 1917 als Folge u. a. von Erkundungsreisen nach Japan, die teilweise auf die offizielle Aufforderung des chinesischen Bildungsministeriums nach einer stärkeren Befassung mit dem japanischen Bildungssystem zurückgehen. Auch die 1917 gegründete *Chinesische Gesellschaft für Berufsbildung* (mit vielen Japan-Rückkehrern unter den Mitgliedern) widmete sich anfangs verstärkt dem japanischen Bildungssystem. Die Verweishäufung um 1925 dagegen könnte einerseits in der zunehmenden japanischen Aggression gegen China begründet sein;<sup>35</sup> andererseits könnte sie auch als Reaktion (und Gegenbewegung) auf das US-amerikanisch inspirierte, 1922 in Kraft getretene neue chinesische Bildungsgesetz verstanden werden. Ebenso kann die Häufung von Deutschlandreferenzen um 1922 als Erwägung von Alternativen zum US-amerikanischen Modell erklärt werden, während die Häufungen um 1913 und um 1931 wahrscheinlich mit der verstärkten Diskussion von technischen Schulen bzw. von Arbeiterschulen zusammenhängen, in der Deutschland eine führende Rolle spielte. Im Folgenden sollen nun die beiden „Gewinner“ Japan und Deutschland näher betrachtet werden.

### Japan: Bewundert, gefürchtet und verachtet

„Wenn die [japanische; BS] Bevölkerung so stark wächst und die industrielle Produktion solche Mängel aufweist und wenn man dann noch die Berufsbildung vernachlässigt, den einzelnen Menschen kein berufliches Wissen und Fähigkeiten zur Produktion vermittelt – dann ist das Problem der Existenzsicherung wirklich riesengroß! Dies ist der Grund, warum in Japan die Berufsbildung derart eifrig betrieben wird. [...] Die Kleinkinder sind schwach, krank, und sie sterben an Unterernährung...

---

35 Dies etwa mit derselben Logik, die über fünfzig Jahre zuvor auf die westlichen „Barbaren“ angewandt wurde, von denen man lernen wollte, um sie dann mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können.

Es geht so weit, dass die Eltern nicht nur körperlich töten [z. B. durch Kindstötung; BS], sondern auch geistig... Die Preise sind hoch, das Leben ist hart, es gibt daher überhaupt keine Bildungsgerechtigkeit! [...] Die Menschen in der japanischen Gesellschaft wissen um diese Probleme, und deshalb propagieren sie unermüdlich die Berufsbildung und führen berufliches Wissen schon in der Grundschule ein, die Gesellschaftserziehung (*shehui jiaoyu*) legt großen Wert auf berufliche Fortbildung und Berufsberatung, Hilfe bei Arbeitslosigkeit etc. Wegen dieser widrigen Lebensumstände wird in ganz Japan die Berufsbildung vorangetrieben.<sup>36</sup>

In seiner im Jahr 1925 verfassten Beschreibung der japanischen Lage konnte Tang Hai<sup>37</sup> davon ausgehen, dass der Leser sowohl über den Erfolg der japanischen Modernisierungsbemühungen unterrichtet war als auch die von ihm beschriebene Situation mit der chinesischen Lage assoziieren würde: hohes Bevölkerungswachstum, Kindstötung und Kindersterblichkeit, unzureichendes Bildungsniveau vor allem in den ärmeren Schichten, hohe Arbeitslosigkeit, fehlende Vorbereitung auf den Beruf etc. Ohne jedoch auf die chinesische Situation direkt Bezug zu nehmen, zeigt Tang Hai einen Lösungsweg über den Umweg Japan: Er stellt die schlechte japanische Ausgangslage als anerkannte Tatsache dar, die er durch Zahlen und internationale Vergleiche belegt. Da aber die japanischen Erfolge allseits bekannt sind, so geht die Argumentation geradezu gebetsmühlenartig, kann das demzufolge nur heißen, dass der Grund dieser Erfolge in der Verwirklichung der Berufsbildung zu suchen ist, die als unausweichlich dargestellt wird.

Erst hiernach geht Tang Hai zu einer Beschreibung und Analyse der japanischen Berufsbildung über, in der positive Merkmale beschrieben werden, die man in China zu der Zeit vergeblich suchte: eine funktionierende Infrastruktur, großzügige staatliche Unterstützung für Auslandsstudenten, öffentliche und private Berufsbildungsstätten, Beratungsstätten für Arbeitslose, großes Vertrauen der Bevölkerung in die Berufsbildung, leichte Arbeitssuche. In einem ersten direkten Vergleich mit China heißt es: „Die Berufsschulabsolventen unseres Landes erhalten keine Arbeit; in Japan hingegen, selbst wenn ein Schüler nicht bis zum Abschluss

36 Tang Hai, Die Berufsbildungsbewegung in Japan (Ribei zhiye jiaoyu de yundong), in: *Jiaoyu Zazhi* 17 (1925) H. 1, S. 25215-25225 (durchgehende Nummerierung), hier S. 25215-17.

37 Tang Hai (eventuell ein nicht identifiziertes Pseudonym) hat einige Artikel in der von der *Chinesischen Gesellschaft für Berufsbildung* herausgegebenen Zeitschrift *Bildung und Beruf* veröffentlicht. Als Experte für Japan hat er speziell für diese Nummer (eine Sondernummer zur Berufsbildung) einen Artikel geschrieben.

wartet, gibt es immer jemanden, der ihn einstellt.“<sup>38</sup> Er resümiert bewundernd – und in einem ganz anderen Ton als zu Beginn: „Wenn man sich die japanische Landwirtschaft und das Handwerk ansieht, dann gibt es keinen, der nicht eine Ausbildung erhalten hätte, der nicht ein wissenschaftlich fundiertes Wissen hätte...“<sup>39</sup>

Von diesen „äußeren“ Mängeln (fehlende Ausbildungsinstitutionen etc.) geht Tang Hai schließlich zur inneren Organisationsform über, zum „Geist“ der chinesischen und japanischen Gesellschaft:

„Der größte Makel unserer Gesellschaft ist, dass es keinen Geist der gegenseitigen Hilfe gibt. In Japan ist das nicht so... Was z. B. eine Emailleschüssel angeht, so gibt es derer viele verschiedene Arten, ein Mensch kann sie unmöglich alle beherrschen, also tut man sich zu einer Gruppe zusammen, der eine kümmert sich um das Material, der andere formt die Schüssel usw. [...] Ebenso wird das Arbeitspersonal auch eingesetzt. Für das Material bittet man jemanden, der nur für das Material ausgebildet ist, für das Formen bittet man jemanden, der nur dafür ausgebildet ist...“<sup>40</sup>

Die Berufsbildung, so Tang Hai, durchdringe in Japan sämtliche Bildungsinstitutionen, auch wenn diese oft nicht „Berufsschulen“ genannt würden.<sup>41</sup> Auch hier wusste der informierte Leser vom umgekehrten Phänomen in China zu berichten: Es gab zwar Berufsschulen, aber sie alle wiesen nach kürzester Zeit die Tendenz auf – wegen ihrer an Berufsbildung nicht gerade interessierten Klientel und aufgrund des allgemein schlechten Rufes der Berufsbildung – zu verkappten allgemeinbildenden Schulen zu werden.<sup>42</sup>

In einem letzten Teil schließlich zieht Tang Hai noch zwei weitere Strategien heran, um für die Berufsbildung zu werben. Zum einen gibt er freimütig zu bedenken, dass man die Berufsbildung ja nicht unbedingt als solche *bezeichnen* müsse, wohlwissend, dass sich die Berufsbildung mit den chinesischen Bildungsidealen und der Einstellung zu manueller Arbeit nicht verträgt. Er schlägt stattdessen Umschreibungen wie „in-

38 Tang, Die Berufsbildungsbewegung (Anm. 36), S. 25218.

39 Ebenda, S. 25218.

40 Ebenda.

41 Ebenda, S. 25219.

42 Selbst die von der *Chinesischen Gesellschaft für Berufsbildung* 1918 gegründete Musterschule, die *Chinesische Berufsschule* in Shanghai, konnte sich diesem Trend nicht widersetzen und mutierte von einer handwerklich orientierten Berufsschule zu einer Ingenieurschule; vgl. M. S. Gewurtz, Social Reality and Educational Reform. The Case of the Chinese Vocational Education Association 1917–1927, in: *Modern China* 4 (1978), H. 2, S. 157–180, vor allem S. 174.

dustrielles, geliebtes Vaterland“ oder „Hilfe und Unterstützung durch Wirtschaft“ vor.<sup>43</sup> Zum anderen stellt er die Berufsbildung als *die* Waffe vor, mithilfe derer sich die chinesische Industrie aus den Händen der Ausländer befreien könne: „Die derzeitige industrielle Produktion in unserem Land wird gänzlich von Ausländern kontrolliert, deshalb müssen alle, die einen Beruf ausüben wollen, nach der Pfeife der Ausländer tanzen...“

Japan wird in diesem Plädoyer für die Berufsbildung – wie auch in anderen Artikeln jener Zeit – sowohl als Gegenbild (hier in Form eines unzivilisierten, von Existenznöten geplagten Landes) als auch als Vorbild verwendet (in Form eines Landes, welches das Beste aus seinem Schicksal gemacht hat). Plausibel gemacht wird dieses augenscheinliche Paradox durch die erfolgreiche Umsetzung der in weiten Teilen der chinesischen Bevölkerung negativ belegten Berufsbildung.

### Deutschland: Die Alternative

„Im Großen und Ganzen findet man kaum einen Deutschen, der nicht eine Handfertigkeit beherrscht und keinen Beruf ergreift; noch weniger aber findet man jemanden, der keine Ausbildung durchlaufen hätte, aber eine Handfertigkeit beherrscht und einen Beruf ergriffen hat... [...] Bildung in Deutschland spricht nicht nur das Gehirn an, sondern auch die Hände... [...] Was die normalen Berufsschulen angeht, so gibt es für jeden Beruf eine Schule... Im ganzen Land gibt es keinen Ort, an dem nicht ausgebildet würde.“<sup>44</sup>

Diese Stellen sind typische Beispiele für die geradezu enthusiastische Beschreibung des deutschen (Berufs-)Bildungssystems von Zhuang Qi aus dem Jahr 1913. Auch er schreibt natürlich für ein chinesisches Publikum, und obwohl er nur an zwei Stellen explizit auf den chinesischen Kontext Bezug nimmt, so bezieht seine Gegenstandsauswahl und Art der Beschreibung doch Stellung zu bestimmten Vorurteilen innerhalb der chinesischen Gesellschaft. Zwar lässt er den Universitäten ihren Elitestatus, indem sie auch in Deutschland nur für solche bestimmt seien, „die über besondere Kultiviertheit und geistige Fähigkeiten verfügen.“<sup>45</sup> Doch berichtet er gleichzeitig ausgiebig über die Wertschätzung, die den Technischen Hochschulen entgegengebracht werde (die er als Berufsschulen versteht), wobei er insbesondere die – nach chinesischem

43 Tang, Die Berufsbildungsbewegung (Anm. 36), S. 25219.

44 Zhuang Qi, Industriebildung in Deutschland (Deguo zhi shiye jiaoyu), in: Jiaoyu Zazhi 5 (1913), H. 10, S. 103-112, hier S. 103, 106 und 112.

45 Zhuang, Industriebildung (Anm. 44), S. 104.

Verständnis ungeheuerliche – Unterstützung des deutschen Kaisers hervorhebt.<sup>46</sup>

Wie in vielen Berichten über „fremde Welten“ spielen auch hier technische Finessen eine wichtige Rolle, wie etwa im Boden versenkbare Modelle und elektrische Jalousien – Finessen, die begeistern, die aber auch zu beweisen scheinen, wie stark in die Berufsausbildung investiert wurde und wie viel die Berufsausbildung dem Staat und der Bevölkerung daher wert sein musste, wenn Technische Hochschulen (wie etwa die in Danzig) aussahen wie „Königspaläste.“<sup>47</sup> Eine Berufsausbildungsstätte als Königspalast – das war dem Denken der traditionellen chinesischen Elite diametral entgegengesetzt. Und diese Elite ist es auch, die Zhuang Qi – in einer seltenen direkten Bezugnahme auf China – wenig später attackiert, als er seine Beobachtungen in Deutschland mit der Situation in China kontrastiert, wo zunächst dem Bauern auf dem Feld, dem Zimmermann auf dem Dach und dem Arbeiter in der Mine geholfen werden müsse:

„Wenn diesen hochbezahlten Beamten, die ohne Wagen nicht ausgehen und schmackhaftes Essen lieben, es beliebt, so etwas Großes aufzuziehen, sich aber bei der Masse des Volkes nichts ändert, dann ist das auch nichts anderes, als mit dem Stiefel ein paar Zentimeter in den Staub zu zeichnen [= viel Aufwand für wenig Ergebnis; BS].“<sup>48</sup>

Interessanterweise belässt es Zhuang Qi an dieser Stelle nicht bei seinen Lobgesängen auf das deutsche und bei seiner kurzen Kritik am chinesischen System, sondern er holt weiter aus, indem er dem französischen und dem englischen System – durchaus konkurrierenden Referenzgesellschaften – den Rang abspricht:

„Wenn die Franzosen davon [von der deutschen Berufsbildung; BS] hören, müssen sie aufseufzen. Das, was sie als Wissenschaft betreiben, existiert nur auf dem Papier und in den Mündern der Lehrenden, das reicht an die Deutschen nicht heran. Wenn die Engländer davon hören, müssen sie aufseufzen. Die technischen Begriffe aus den ein, zwei Wissenschaften, die sie lernen, mögen zwar um den ganzen Globus geist

---

46 In seinem ausführlichen Zitat der kaiserlichen Rede anlässlich der Verleihung des Promotionsrechts an der Technischen Hochschule Charlottenburg im Jahr 1899 konzentriert er sich interessanterweise auf die Passage, in der den angewandten Wissenschaften ein Gesamtnutzen für die Gesellschaft zugesprochen wird – was auffallend im Einklang steht mit der Argumentation früherer chinesischer Reformer für die Erneuerung des Wirtschafts- und Bildungssystems.

47 Zhuang, *Industriebildung* (Anm. 44), S. 108.

48 Ebenda, S. 109.

sein, die Hände mögen mit den Maschinen vertraut sein und wissen, wie sie funktionieren, warum sie aber so funktionieren, das wissen sie nicht, das reicht an die Deutschen nicht heran. Wenn die Chinesen davon hören, dann halten sie diesen Bericht über diese ‚Reise in den Westen‘ für ein Märchen, halb glauben sie ihm, und halb zweifeln sie daran. Warum unterscheiden sich die Franzosen, die Engländer und die Chinesen hier so sehr von den Deutschen? Tatsächlich ist es so, dass ihre Regierungen und die deutsche Regierung eine völlig unterschiedliche Einstellung gegenüber der Industriebildung haben.“<sup>49</sup>

Deutschland dient hier also nicht als irgendeine Referenz, sondern soll Modell stehen für einen ganz spezifischen Typ beruflicher Ausbildung: Berufsausbildung soll weder komplett „auf dem Papier“ stattfinden (wie dies in chinesischen Berufsschulen häufig zu finden war und was hier Frankreich angelastet wird) noch soll die Anwendungsorientierung auf Kosten von Grundlagenkenntnissen gehen (was in den meisten chinesischen Werkschulen der Fall war und womit hier das englische Modell assoziiert wird).

## Die Mechanismen von Auswahl und Interpretation

Es soll nun versucht werden, nach dem ausschnittweisen Nachzeichnen der argentinischen und chinesischen Diskussion zur Berufsbildung auf die in der Einleitung aufgeworfenen Fragen zurückzukommen und damit die Logik des jeweiligen Transfers – Präferenzen für ein bestimmtes Modell, Übersetzungsleistung mit Blick auf den eigenen Kontext – zu hinterleuchten. Drei Perspektiven scheinen für die hier beschriebenen Auseinandersetzungen von besonderem Belang zu sein.

### Nährboden für den Transfer: Die Wahrnehmung von Brüchen

Wie schon frühere Studien<sup>50</sup> zeigen auch die hier dargelegten Fallbeispiele, dass das Interesse an ausländischen Ideen und Modellen immer dann besonders dynamisch und vital ist, wenn die beteiligten Akteure ihre eigene Lage als Umbruchsituation wahrnehmen und die eigenen – semantischen wie institutionellen – Ressourcen für unzureichend oder unpassend halten, um diese Situation zu meistern. Solche *Umbruchwahrnehmungen* bilden als Motivation, nach neuen Lösungen, Ideen und Institutionen zu suchen, geradezu einen *Nährboden* für das Interesse an dem Transfer ausländischer Modelle oder Ideen.

49 Zhuang, Industriebildung (Anm. 44), S. 109.

50 Siehe insbesondere Schriewer et al., Konstruktion von Internationalität (Anm. 4).

Im argentinischen wie im chinesischen Fall findet die Auseinandersetzung mit ausländischen Berufsbildungsmodellen in einer Zeit der Veränderungen statt: In beiden Ländern suchten die Eliten in Staat und Gesellschaft den rapiden wirtschaftlichen und sozialen Transformationen mit einem tief greifenden Modernisierungsprogramm zu begegnen. Die hier dargestellten Auseinandersetzungen zeigen, dass man durch die Berufsbildung auch ganz konkrete Probleme zu lösen gedachte. Die Gesetze des Weltmarktes, in den beide Länder in zunehmendem Maße integriert wurden, wie auch die wachsende Mobilität ganzer Bevölkerungsschichten – in Argentinien vor allem als Einwanderungswellen, in China als Studenten- und Kuli-Migrationen spürbar – zwangen dabei die Akteure, ihren Blick auf die Länder zu richten, von denen sie sich Strategien, Lösungen oder einfach institutionelle Vorbilder erhofften.

#### Logik der Auswahl: Definition von Problemen und Zielen

Allerdings sagt diese quasi erzwungene Außenorientierung noch nichts darüber aus, in welche Richtung die Suche gehen wird. Die *Logik der Auswahl* oder der *Selektion*,<sup>51</sup> d. h. die Präferenzen für ein bestimmtes Modell oder eine bestimmte Lösung, hängen eng damit zusammen, wie die Akteure ihr Problem und die zu erreichenden Ziele konstruieren – denn nicht jede Lösung passt zu jedem Problem. Auf welche Weise ein Problem definiert oder dargestellt wird, bestimmt die darauf folgende entsprechende Lösung, indem die Anzahl möglicher Alternativen eingegrenzt wird.<sup>52</sup>

Beide hier vorgestellten Beispiele zeigen, dass gefundene oder erdachte Lösungen mit unterschiedlichen Problemwahrnehmungen verbunden waren. Obwohl beide argentinischen Bildungsbehörden die Notwendigkeit eines breiteren Bildungsangebots sahen, unterschieden sich die Wege zu dieser Lösung. Pizarro favorisierte als Weg der fortgeschrittenen Nationen solche Medien, „die zum Wohlstand der modernen Nationen beitragen“ – wie eben die modernen Gewerbeschulen des zivilisierten Frankreichs. Für Pizarro lag die Zukunft Argentiniens in der Industrie, deren Entfaltung lediglich „beschleunigt“ werden musste,

---

51 H.-J. Lüsebrink, Kulturtransfer – neuere Forschungsansätze zu einem interdisziplinären Problemfeld der Kulturwissenschaften, in: H. Mitterbauer/K. Scherke (Hrsg.), Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart, Wien 2005, S. 23-41.

52 Vgl. z. B. M. Tamayo Sáez, El análisis de las políticas públicas, in: R. Bañón/E. Carrillo (Hrsg.), La nueva Administración Pública, Madrid 1997, S. 281-312 sowie L. Aguilar Villanueva, Estudio Introductorio, in: L. Aguilar Villanueva (Hrsg.), Problemas Públicos y Agenda de Gobierno, México 1993, S. 15-71.

z. B. durch die Einrichtung einer *Escuela de Artes y Oficios*, um das „bedauerliche“ Qualifizierungsniveau der Argentinier zu verbessern. Sarmiento hingegen sah Argentinien nicht als Industrieland; die wenigen Aufgaben, für die Pizarro Arbeiter in den Gewerbeschulen ausbilden wollte, konnten seiner Meinung nach problemlos von den zahlreichen Einwanderern übernommen werden. Ein größeres Problem sah er vielmehr im „gesellschaftlichen Abschaum“, weshalb er ein Kinderhospiz als vorrangig betrachtete, das neben allgemeinen beruflichen Fertigkeiten auch „Ordnung“, „Disziplin“ und „Moral“ vermitteln sollte.

Auch die chinesische Beschäftigung mit dem japanischen und dem deutschen Modell weist auf unterschiedliche Problemwahrnehmungen hin. Bei der Diskussion des japanischen Beispiels stand eindeutig die Frage der „Existenzsicherung“ im Vordergrund, die es durch eine angemessene Berufsausbildung zu lösen galt. Die Berufsbildung war dabei zum einen als Heilmittel für die lebensbedrohende Armut weiter Bevölkerungsschichten gedacht, indem diese durch ihre Ausbildung „erwerbsfähig“ und damit „überlebensfähig“ gemacht wurden. Daher sollte die Berufsbildung in sämtliche Bildungsinstitutionen integriert werden, um ein möglichst großes Publikum zu erreichen. Zum anderen sollte die Berufsbildung für eine Form von sozialer (Arbeits-) Organisation ausbilden, die sowohl als „Volksgeist“ als auch als Patriotismus umschrieben werden könnte.

Das deutsche Modell hingegen stand einerseits für die Professionalisierung von Ausbildungsgängen, hinter welcher der Wunsch nach einer *technischen* Modernisierung zu erkennen war, die wiederum allen weiteren Fortschritt auf quasi natürlichem Wege in Gang setzen sollte. Auf der anderen Seite wurden Berufe – und das auf sie vorbereitende Bildungssystem – auch als Hersteller und Festiger von sozialer Ordnung erkannt, und zwar nicht wie im japanischen Verweis *homogenisierend* durch bestimmte Organisationsformen in der Produktion, sondern *differenzierend* durch die Schaffung von gleichsam ständischen Berufszugehörigkeiten, die zudem durch den Kaiser gefördert und sanktioniert wurde sowie mit einer Adellung der Handarbeit einherging.

### Referenzhorizonte und Wahrnehmung des Ausleihkontexts

Die Problemkonstruktionen allein begründen nicht ganz, wieso bestimmte Modelle aus bestimmten Kontexten – möglicherweise aus einer Fülle anderer Modelle und Kontexte heraus – bevorzugt werden. Hier scheinen die *Referenzhorizonte der Transfer-Förderer* eine wichtige Rolle zu spielen. Auf der einen Seite schränken sie das Spektrum möglicher Vorbildgesellschaften ein; auf der anderen Seite hängt das Trans-

ferinteresse an gewissen Objekten sehr eng mit der *Wahrnehmung bestimmter Referenzkontexte* zusammen. Die Wahrnehmung eines bestimmten Kontexts kann eine entscheidende Rückwirkung darauf haben, sich überhaupt mit den Modellen innerhalb dieses Kontexts auseinanderzusetzen und einige von ihnen für übertragungswürdig zu erklären. Das suggerieren zumindest die hier dargestellten Ausschnitte aus den argentinischen und chinesischen Bildungsdebatten.

Für viele argentinischen Politiker und Intellektuelle dieser Zeit – wie eben auch für Pizarro – war Frankreich der *Referenzhorizont schlechthin*: Paris galt als „die Hauptstadt der zivilisierten Welt.“<sup>53</sup> Besonders nach der Unabhängigkeitserklärung von Spanien, die fortan für sämtliche argentinischen Probleme verantwortlich gemacht wurde, wurde eine neue Referenzgesellschaft als dringend notwendig empfunden. Frankreich war das Vorbild, das Ideal, an dem sich die meisten argentinischen Modernisierer orientierten. Mit seiner revolutionären Einstellung gegenüber der Monarchie und seiner Verteidigung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bot es für Argentinien ein akzeptables politisches und kulturelles Modell. Durch diese pauschalisierte positive Wahrnehmung Frankreichs gab es für die Schaffung einer an französische Modelle angelehnten Institution – mit gleichem Namen und ähnlicher Organisation und Ausrichtung – von vornherein eine gewisse *Affinität*.

*Referenzhorizont* für Sarmiento waren hingegen die Vereinigten Staaten sowie die Nachbarländer, die sich mit ähnlichen Problemen wie Argentinien konfrontiert zu sehen schienen. Nach einem langen Frankreichaufenthalt kam Sarmiento, für den Frankreich bis dato ebenfalls als Referenzgesellschaft fungiert hatte, zu dem Schluss, dass Frankreich nach 1848 extreme Schwierigkeiten hatte, Freiheit und Ordnung miteinander zu vereinbaren; er fand außerhalb von Paris ein archaisches Land vor, das ihn an die archaischesten Orte in Chile erinnerte, wo er mehrere Jahre im Exil lebte. Um Hispano-Amerika vor diesem Irrweg zu bewahren, suchte er nach alternativen Vorbildern, die er hauptsächlich in den USA und gelegentlich in Uruguay fand: im Fall der Vereinigten Staaten ein Land mit kolonialer Vergangenheit, mit großen unbewohnten Flächen und geprägt durch Einwanderer, im Fall von Uruguay ein Land, dessen Geschichte nicht nur parallel zur der Argentinien verlief, sondern das ein halbes Jahrzehnt zuvor selbst noch Teil der *Provincias*

---

53 In einem offiziellen Buch mit Photographien von argentinischen Schulen findet man ein Photo einer Klasse mit einer Tafel im Vordergrund, an der man lesen kann: „Paris ist die Hauptstadt der zivilisierten Welt“ (República Argentina, Consejo Nacional de Educación, Buenos Aires 1889).

*Unidas del Río de la Plata* (nun Argentinien) war. Indem sich diese Länder mit ähnlichen Problemen konfrontiert sahen, so die Logik, konnten sie mit großer Wahrscheinlichkeit nützliche Lösungswege für die argentinischen Probleme aufzeigen.

Auch die chinesischen Verweise auf Japan und Deutschland müssen vor dem Hintergrund der chinesischen Referenzhorizonte verstanden werden. Nachdem Japan über Jahrhunderte hinweg in chinesischen Augen ein Barbarenvolk war, hatte sich nach dem japanischen Sieg über China im Jahr 1895 die Einsicht durchgesetzt, dass man von Japan zu lernen habe. In den darauf folgenden Jahren setzte eine enorme, weltweit einzigartige Studentenbewegung gen Japan ein.<sup>54</sup> Der östliche Nachbar erschien den meisten Chinesen – auf schmerzhaft Weise – als Musterschüler des Westens, der es auf perfekte Weise verstand, die eigene (teilweise aus China „importierte“!) Kultur mit westlichen Ansätzen zu vereinen.<sup>55</sup> In den 1920er und 1930er Jahren wich diese schlichte Bewunderung einer differenzierteren Betrachtung, nach der zwar „Japans Bildungssystem sicherlich viele Vorteile hat, aber auch nicht wenige Mängel“<sup>56</sup>, denen die Stärken nordamerikanischer und europäischer Bildungssysteme gegenübergestellt wurden. Das neue Bildungssystem von 1922 markierte dabei den klaren Versuch, sich vom japanischen Modell zu lösen und westliche Elemente zu integrieren. Gleichzeitig wurde in der chinesischen Öffentlichkeit – und vor allem in Intellektuellenkreisen – die wachsende Aggressivität Japans gerade auch auf kulturpolitischem Gebiet misstrauisch verfolgt.<sup>57</sup>

Die Rolle Japans in der chinesischen Bildungsdiskussion war damit ambivalenter als die anderer Länder. Trotz der Verschlechterung der sino-japanischen Beziehungen wurden die japanischen Erfolge in Wirt-

---

54 Siehe D. R. Reynolds, *China, 1898–1912. The Xinzheng Revolution and Japan*, Cambridge, Massachusetts 1993, S. 42. Natürlich gingen nicht alle Chinesen aus reiner Wissbegierde nach Japan, sondern viele politische Aktivisten gegen die Qing-Regierung wählten das nahe Japan als vorübergehendes Exil.

55 Zur Rolle Japans in der frühen chinesischen Modernisierung siehe auch B. Schulte, *Wenn Wissen auf Reisen geht: Rezeption und Aneignung westlichen Wissens in China*, in: J. Schriewer (Hrsg.), *Weltkultur und kulturelle Bedeutungswelten: Zur Globalisierung von Bildungsdiskursen*, Frankfurt a. M. (im Druck).

56 So z. B. der Pädagoge Wu Ziqiang in seinem Artikel *Die Mängel des japanischen Bildungssystems und Arbeiterbildung*, in: *Jiaoyu Zazhi* 23 (1931), H. 9, S. 37415–37436, hier S. 37415.

57 Die kulturimperialistischen Anstrengungen Japans wurden 1931 seitens des chinesischen Bildungsministerium schließlich mit dem Erlass quittiert, dass fortan die Entgegennahme von japanischen Hilfeleistungen für kulturelle Aktivitäten untersagt sei; siehe Wei Daozhi, *A Chinese-Foreign Exchange History of Education* (*Zhong Wai Jiaoyu Jiaoliushi*), Hunan 1999, S. 128.

schaft, Industrie und Militär – und damit auch im Bildungssystem – durchaus wahrgenommen und aufgrund einer immer noch gefühlten „Nähe“ zwischen den beiden ostasiatischen Nationen von vielen für übertragbarer gehalten als die des Westens. Die gegenüber China zur Schau gestellte Stärke Japans konnte das chinesische Interesse für Japan nicht wirklich eindämmen; im Gegenteil, es war vielen chinesischen Intellektuellen daran gelegen, die Gründe für diese Stärke herauszufinden. Lediglich der Ton wechselte von eher bewundernden bis objektiv-nüchternen Berichten über das japanische Bildungssystem, die man noch um 1917 findet, zu dem geradezu voyeuristischen Stil mit vielen hässlichen Details, wie er in dem zitierten Artikel praktiziert wird.

Deutschland wiederum übte auf China den Reiz eines „alternativen“ Westens aus – ausreichend verschieden von China, aber nicht so übertrieben liberal wie etwa die Vereinigten Staaten oder Frankreich. Durch die preußischen Siege über Österreich und Frankreich war das chinesische Deutschlandbild zunächst stark militärisch geprägt, was aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die Facette der deutschen Technik (und des deutschen Ingenieurs) ergänzt wurde. Das Bild von Deutschland als Ingenieurnation wurde durch die Einrichtung deutscher technischer Schulen ab 1907 und vor allem durch die Errichtung der heutigen Tongji-Universität in Shanghai noch untermauert. Wichtig für die chinesische Wertschätzung dieser deutschen Betätigung war vor allem zweierlei: Die deutschen Schulen waren strikt weltlich ausgerichtet und damit ideologisch unverfänglich, so dass sie auch seitens der chinesischen Behörden akzeptiert wurden; und die deutschen beruflich-technischen Ausbildungsinstitutionen wurden als Beispiele für die gelungene Verbindung von Theorie und Praxis gefeiert und daher von vielen als überlegen gegenüber ihren angelsächsischen oder französischen Pendanten gesehen.

### Schlussbemerkung

Die hier dargestellten Untersuchungen haben sich der Logik von Transferüberlegungen zu nähern versucht, indem vor allem der Rezeptionskontext im Mittelpunkt des Interesses stand. Dabei wurde ersichtlich, dass Rezeptionsprozesse weniger die mehr oder weniger originalgetreue Übertragung eines Modells umfassen. Rezeption ist vielmehr geprägt zunächst durch in der eigenen Sinnwelt vorgenommene Problemkonstruktionen und Referenzhorizonte, wobei wahrgenommene gesellschaftliche Umbruchsituationen und „Beschleunigungen“ den Blick nach außen zu forcieren scheinen. Zudem stehen die Modellierungen des Eigenen und die Repräsentationen des Anderen nicht nur in einem stän-

digen Wechselverhältnis; sie erschaffen quasi erst die Problemzusammenhänge, innerhalb derer „fremde“ Dinge und Ideen überhaupt gesehen, selektiert und schließlich adaptiert und transformiert werden.<sup>58</sup> Damit verlagert sich ein großer Teil dessen, was als „Transfer“ bezeichnet werden kann, von einem wie auch immer gestalteten (im Prinzip nicht-existenten) Zwischen-Raum in die Sinn- und Denkwelten der Transferierenden, innerhalb derer – und nach der ihnen eigenen Logik – geschaffen und verworfen, selektiert und transformiert, kopiert und ignoriert werden kann.

---

58 Adaption- und Transformationsprozesse sind in diesem Beitrag aus Platzgründen ausgeklammert worden und bedürfen einer eigenständigen Untersuchung.

## Wak Ketok Defends *Melayu*: Mediated Exchange and Identity Formation in late 1930s Singapore

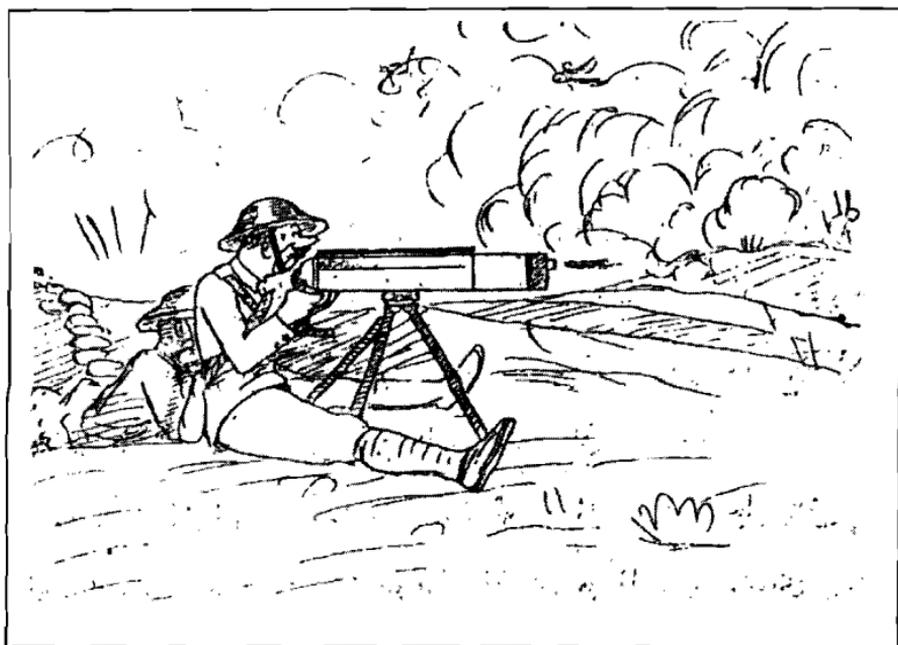
One of the challenges in investigating cultural interaction and exchange is to locate the 'sites' at which the interaction occurs, as well as to identify the leading 'actors' and their interests, motivations and contributions. The 'sites' of, and contexts for, interaction may be located variously – historically, socially, politically, discursively, conceptually, linguistically, culturally, etc. – and in terms of the traditions and media in, and through, which they are operating. To illustrate, the key actor who forms the focus of this paper is the cartoon character Wak Ketok (literally, 'Uncle Knock'). However, he was merely the vehicle or 'front man' for the real actors – the cartoonist, Mohd. Ali Sanat, who gave him 'form', and editor/writer, Abdul Rahim Kajai, who gave him 'voice'. Locating him in historical context, Wak Ketok was prominent in the pre-World War II, Malay language *Utusan Zaman*. This illustrated weekend edition newspaper/magazine was first published in Singapore on 5 November 1939 to complement its sister Malay language daily newspaper, *Utusan Melayu*, first published on 29 May 1939. The *Utusan Melayu* was the first fully Malay-owned and run newspaper, and was the product of a nascent Malay nationalist awareness in Malaya and the Straits Settlements (the latter including Singapore), then under British colonial rule.

With reference to the conceptual context, factors shaping nationalist movements, the nationalist 'self' and the identity of its core *ethnie* – and the processes of interaction involved – have very often been represented as one of interaction with a European colonial metropole with the 'transfer' of European ideas concerning state, nation, democracy, race/ ethnicity, etc. to the colonial periphery. Whilst such influences were obviously important (for example the role of colonial censuses,<sup>1</sup> regulations, academic scholarship, education and even town planning<sup>2</sup>), these were not the only forces at work.

---

1 C. Hirschman, The Meaning and Measurement of Ethnicity in Malaysia: An Analysis of Census Classifications, in: *Journal of Asian Studies* 46 (1987), no. 3, pp. 555-82.

2 W. R. Roff, *The Origins of Malay Nationalism*, Kuala Lumpur 1994, pp. 178-9.



Wak Ketok Defends *Melayu*, *Utusan Zaman*, 31 Aug. 1940, p. 12.

As this paper argues, competing local traditions and other more proximate (that is, different but related and not totally unfamiliar) external cultural influences had an important role in mediating and determining the dynamics of the interaction processes. 'Mediating' influences and actors are defined in this paper as those which occupy an intermediate or middle position and serve as an intervening agency – not only as a kind of passive filter, but also as an autonomous agent active in shaping outcomes. They add a further layer in the interaction/ transfer process and can serve as bridges (facilitating transfer); as barriers (resisting transfer); as filters (selecting elements transferred); or as prisms (enabling but diverting flows in new directions with new complexions; perhaps also adding further possible outcomes). It is suggested that such mediating agents are perhaps most evident when looking at the micro level of specific interactions rather than at the macro level of generalised theory or broader historical and social processes.

The media via which intellectual exploration and contestation were pursued and the local traditions in which they were embedded also shaped the outcomes in significant ways – in this case not always directed towards either acceptance or rejection of 'colonial' or 'Western' influences. Closer examination reveals that it is not always clear, which were the initiating, mediating and receiving agents and what exactly

were the asymmetries of power and agency that were operating. Indeed, it may be instructive to view the colonial (British) contribution more as a mediating influence than as the dominant and dominating actor. Rather than being involved in a simple 'bilateral' transfer process from metropole to periphery, British colonialism was just one of a number of 'actors' operating in what was a 'multilateral' arena of interaction.

Wak Ketok is, thus, a 'window' through which to view such micro-level interactions between multiple and complex – with competing and sometimes contradictory motivations – actors and agents at a specific site (the British Straits Settlement of Singapore, the *Utusan Zaman* magazine, in the Malay community) at a particular time in history (1939-41). Wak Ketok is engaged in a discourse about racial identity. The specific terms used at this time – before the discrediting of racialist projects such as German National Socialism and European colonialism and orientalism – were 'race' (in English) or *bangsa* (in Malay, translated variously as race, people, nation) rather than the more contemporary term 'ethnicity'. This paper will briefly explore the roles played by specific contending and mediating actors (the cartoon character Wak Ketok, editor and writer A. Rahim Kajai, cartoonist Mohd. Ali Sanat, Malay-Arab elites, the newspaper readership and Malays more generally) and other agents and influences (the *Utusan Melayu/Zaman* newspaper, the Malay language and Jawi (or Arabic) script, traditional Malay culture and forms of humour and satire, the religion of Islam, British colonialism and European 'modernity') with a view to exploring the role of mediating actors and agents in transfer or interaction processes.

## The Actors

The name of leading 'actor' Wak Ketok ('Uncle Knock') reflects his Javanese origins and his tendency to be critical of people and situations around him. Readers get to meet him in the first issue of *Utusan Zaman* on 5 November 1939. Thereafter, he appears in each issue of the newspaper, sometimes on the front page, and often as much as four or five times per issue. He is a complex and chameleon-like figure changing in dress and appearance from that of a person from the Javanese *bhupati* (upper or ruling class in the then Netherlands East Indies), to a middle or upper class Malay, to a rural Malay peasant to a wealthy Arab or to a westernised persona, etc. His many guises change according to the issues he is addressing. According to A. Samad Ismail, his Javanese name and attire reflected 'the cosmopolitan nature of Singapore whose

Malay population were of Javanese descent from Java, [and from] Sumatra, and the Malay Archipelago'.<sup>3</sup>

Singapore at this time was a bustling, cosmopolitan port city, the administrative hub of the British colonies in this region and an important staging post for *haji* travellers. Within its shores lived Malays, Chinese, Indians, Arabs, etc., as well as peoples from various parts of the adjacent Netherlands East Indies – as is indicated by the names of its streets and quarters: Kampong Jawa, Kampong Sumbawa, Kampong Bencoolen, Palembang Road. Furthermore, it was a 'centre of intellectual activity among the Malays',<sup>4</sup> with other centres – Penang, Melaka, Kuala Lumpur and Kota Bahru – playing a somewhat lesser role at this time. It was the centre of a vibrant newspaper and publishing industry, which attracted Malays and others with literary and journalistic ambitions. Thus, Wak Ketok's somewhat fluid racial identity reflects the cosmopolitan realities at that time.

Wak Ketok was not only an ongoing feature of the newspaper; in many ways he *was* the newspaper. He was the *alter ego* of the *Utusan Zaman's* editor Abdul Rahim Kajai. An examination of photos of Kajai and of sketches of Wak Ketok reveals a superficial likeness – his moustache, his receding chin, his approximate age at that time. Moreover, Wak Ketok is sometimes depicted actually sitting at an editorial desk and 'speaking' through the editorial column. Cartoonist Mohd. Ali Sanat was in fact the one who first created and named him. He would prepare the sketches based on contemporary developments and then Kajai would 'bring him to life' by writing the accompanying commentary.<sup>5</sup> Thus, Wak Ketok came to embody Kajai's personality and thinking. Kajai and fellow editorial panel member and writer, Ishak Haji Mohamed (c.1909-1991), were the doyens of Malay journalists and writers at that time. Malay readers were said to buy the newspaper because they wanted to know their opinions on issues of the day.<sup>6</sup>

Abdul Rahim Kajai (1894–1943), often regarded as the 'Father of Malay journalism', was not actually of Javanese origins. He was born at

---

3 Cited in Mulyadi Mahamood, *The History of Malay Editorial Cartoons (1930s–1993)*, Kuala Lumpur 2004, p. 40. Samad, who joined the newspaper in 1941 as a cub reporter and, after the war, became its editor, was himself born in Singapore to parents who came originally from Banyumas in Central Java and who were looked upon as community leaders by Javanese living in, and visiting, Singapore. See Hamidah Hassan in: Cheah Boon Kheng (ed.), *A. Samad Ismail Journalism and Politics*, Kuala Lumpur 2000, p. 40.

4 Cheah Boon Kheng, *A. Samad Ismail* (see note 3), p. 76.

5 A. Samad Ismail, *Memoir A. Samad Ismail di Singapura*, Bangi 1993, p. 75.

6 *Ibid.*, p. 62.

Setapak near Kuala Lumpur to a Malay mother and a father who had wealthy Minangkabau origins (in Sumatra). Thus, he did, however, come from a well-to-do family in keeping with Wak Ketok's ascribed social background. His father worked as a Syekh (supervisor of *hajj* pilgrims) in Mecca, a role which Kajai took over after his father's death in 1913. Kajai had received his initial schooling at the Setapak Malay School, before going to Mecca for three years of religious studies in Arabic. He learnt English by self-study. With World War I in progress and the flow of *hajj* visitors drying up, he returned to Malaya and wandered between various jobs until he began to take an interest in journalism, submitting articles to newspapers at the time. In 1920 he returned to Mecca where from 1925 to 1927 he became the Special Mecca correspondent for the weekly newspaper *Idaran Zaman* based in Penang. He returned to Malaya in 1928 and was to become the editor of *Saudara* (based in Penang; 1930-1); the editor of *Majlis* (based in Kuala Lumpur; 1931-5); the editor of *Warta Malaya* (based in Singapore and owned by Syed Hussein Al-Sagoff of Arab-Hadhrami origins; 1936-39) and finally the editor of *Utusan Melayu* (1939-41).<sup>7</sup>

There is much less information available concerning Wak Ketok's cartoonist creator, Mohd. Ali Sanat. Except for his photograph and a few comments made about his political views and associations (a strong supporter of Malay causes and the *Utusan Melayu*) and his working relationship with Kajai,<sup>8</sup> very little is known of his background, which may in fact provide the key to Wak Ketok's Javanese origins.

Wak Ketok was to have a colourful but brief life. *Utusan Melayu* ceased publication activities in January 1942 during the battle for Singapore between Allied and Japanese forces. By the time the reconstituted *Utusan Melayu* resumed publication in 1945, the former editor had passed away and the cartoonist had also either retired or passed away. There was an attempt in the 1950s by *Utusan Melayu's* new editor to bring back the 'ghost of Wak Ketok' as a column without illustration. It did not last long. The political climate had changed. Furthermore, readers were uncomfortable with the title 'Hantu Wak Ketok' – did this mean that Kajai had become a ghost?<sup>9</sup>

7 Abdul Latiff Abu Bakar, Abdul Rahim Kajai: Wartawan dan Sasterawan, Kuala Lumpur 1984, pp. 8-23.

8 Ibid., pp. 72-3; Mulyadi Mahmood, The History (see note 3), p. 40.

9 A. Samad Ismail, Memoir (see note 5), p. 75.

## Wak Ketok's Context and Mediating Role

Cartoon character Wak Ketok played an important mediating (bridging or enabling) role between the editor and the newspaper readership. A rather complex 'personality', he was someone readers could get to know with succeeding issues of the newspaper. He was entertaining, familiar, opinionated and from all accounts he was immensely popular, thus helping to boost struggling newspaper sales, while also serving to mediate between rival parties in a contest over influence over the Malay community.

After the *Utusan Melayu* was launched in May 1939, it faced vigorous competition from rival (Malay-Arab owned) Malay-language dailies *Warta Malaya* (in Singapore) and *Lembaga* (in Johor). Mainly sold in Singapore, Johor and Selangor, with small numbers making their way after three or four days of travel to more distant states such as Pahang, Terengganu and Kelantan, *Utusan Melayu's* circulation dropped from an initial c. 1000 copies per day to around 600 copies. Nonetheless, it held its own and quickly established itself as the 'leading voice in defence of Malay interests.'<sup>10</sup> Malays, who had traditionally seen themselves as subjects of a particular ruler, were in the 1920s and 1930s beginning to see themselves as a cohesive pan-peninsular or pan-Nusantara (archipelagic) *bangsa Melayu* (Malay race or people). The Singapore Malay Union (*Kesatuan Melayu Singapore, KMS*), which was responsible for raising the finance for and establishing the *Utusan Melayu*, was itself founded in 1926 so that Malays could 'take the lead in playing some part in politics, in the affairs of government, so that our rights and welfare shall not be surrendered to non-Malay Muslims.' They defined 'Malays' as persons born in the peninsula and archipelago whose male parent was of pure 'Malaysian' (a term which then referred to the peninsula and archipelago) stock.<sup>11</sup> This identity was increasingly being defined against both a 'Chinese' and a 'Malay-Arab' or 'Malay-Indian' Muslim racial 'other'.

At this time immigrant Chinese and Indian workers were arriving in increasing numbers to supply the manpower for the tin mines and rubber plantations and were beginning to fill the ranks of a more well-to-do urban citizenry. Malays were increasingly feeling that they were falling behind and facing the possibility of being overwhelmed by foreigners in

---

10 A. Samad Ismail, *Memoir* (see note 5), p. 62; Roff, *The Origins*, (see note 2), p. 177.

11 Roff, *The Origins* (see note 2), p. 174, 191.

their own country – a process which their traditional rulers were not well placed to reverse or contain and in some ways had facilitated.<sup>12</sup>

In the 1930s, Arabs figured as ‘the wealthiest community in Singapore’ owing to their vast holdings in real estate and their trading and shipping interests.<sup>13</sup> They (for example the Al-Sagoff’s who owned the *Warta Malaya* newspaper) had also figured prominently in the media industry. Many had intermarried with the local Malay Muslim community such that, by the 1930s, only around twenty per cent of Arabs in Singapore had been born in Arabia.<sup>14</sup> The Malay-Arab community<sup>15</sup> had long been active in charitable activities, in sponsoring Islamic education and mosques and in other community organizations, such as the first Malayo-Muslim clubs in Singapore, including the *Persekutuan Islam Singapura* (Muslim Association of Singapore) founded around the turn of the century. However, as Roff reports,

though ‘this institution seems ... to have been active from time to time in advocating the Malay as well as the Muslim cause, it was nevertheless primarily social in its activities and came to be regarded by many Malays as “a sort of rich man’s club,” paying insufficient attention to the kind of practical social welfare needed by the economically depressed Malaysian community.’<sup>16</sup>

Thus, the ‘nerve-centre of Malay consciousness’ in the 1920s and 1930s was a growing awareness of the problem of Malay backwardness. As Tan Liok Ee has so succinctly expressed it: ‘The question of *keturunan* [descent] became more salient as the problem of *kemunduran* (backwardness) was perceived to affect *only* the Malays, *not* all Muslims’.<sup>17</sup> Thus, it was this sense of collective difference and grievance directed at the ‘Arab’ community that defined the boundaries of Malay identity

---

12 The 1931 Census threw such fears into sharp relief. In all except the four northern Unfederated Malay States, the Chinese had come to outnumber the Malay population. In Selangor, there were 23.1% Malays compared to 42.5% Chinese; in Perak 35.6% Malays compared to 42.5% Chinese – ‘Malays’ being defined as ‘Malays and Other Malaysians’; see Roff, *The Origins* (see note 2), p. 208.

13 U. Freitag, *Arab Merchants in Singapore: Attempt of a Collective Biography*, in: H. de Jonge/N. Kaptein (ed.), *Transcending Borders: Arabs, Politics, Trade and Islam in Southeast Asia*, Leiden 2002, p. 113.

14 Freitag, *Arab Merchants* (see note 13), p. 113.

15 Many of them had ongoing links with Hadhramaut (in contemporary Yemen) and in some cases also with Mecca and Istanbul (the capital of the Ottoman Caliphate until the latter’s demise in 1924).

16 Roff (see note 2), *The Origins*, p. 189.

17 Tan Liok Ee, *The Rhetoric of Bangsa and Minzu: Community and Nation in Tension, the Malay Peninsula, 1900–1955*, Clayton Victoria 1988, p. 6.

(*takrif Melayu*), which Wak Ketok was depicted as defending. His 'real job ... was to detect the disguised foreigners or 'DKA' (*Darah Keturunan Arab*, or those of Arab Descent), whom he would "shoot"<sup>18</sup> Wak Ketok was critical of the pretensions of the wealthy Malay/Arab community – their Westernised lifestyle, their assumed piety while at the same time being depicted as engaging in drinking and gambling, both of which are forbidden to Muslims. The significant point to note is that the boundaries of Malay identity were being shaped by collective grievance directed not at the colonial regime in the first instance, but at an 'other' within the local Muslim community.

The use of a 'mediating', invented character – like the medieval European court jester – enabled the writer to say things that perhaps no person could say directly. Humour and caricature help to pierce through people's guards, breaking down their reserves and enabling more direct and pointed critique. Furthermore, Wak Ketok as the spokesman becomes the target for any reaction rather than the writer or cartoonist. Rooted in traditional performance modes and forms of humour and satire, Wak Ketok also served to mediate between a traditional aural/oral performance (largely illiterate) culture and a developing reading (literate) culture. Malay opera theatre (*bangsawan*) thrived in the 1930s, as did more traditional performance forms such as ancient Malay dance-theatre (*makyong*), shadow puppets (*wayang kulit*) and traditional storytelling modes. Kajai (and Wak Ketok) make frequent use of pantuns – the rhyming verse that is so pleasing to Malay ears. Part of the attraction of Kajai's writing was that he could weave such familiar sounds and forms into a contemporary written text using the new media (newspaper and cartoons) available to him.

Literacy rates were increasing in the 1930s providing the basis for an increasing newspaper readership. It was estimated in 1931 that 'almost one third of the adult male Malaysian population of Malaya was literate in Malay, and the proportion must have risen considerably during the ensuing decade as vernacular education facilities expanded.' For the same group it was said to be 50.2 per cent in 1947.<sup>19</sup> Nonetheless, many people still had their newspapers read to them. Former academic S. Husin Ali once commented that when he was a small boy, his father used to ask him to read the *Utusan Melayu* to him while he lay down to

---

18 *Utusan Zaman*, 31 Aug. 1940, p. 12; Mulyadi Mahamood, *The History*, (see note 3), p. 48.

19 Roff, *The Origins*, (see note 2), p. 84, 167.

rest.<sup>20</sup> Celebrated Malay writer and intellectual Za'ba (Zainal Abidin bin Ahmad) commented in 1941 that

'[o]ften of an evening, one sees at the wayside Chinese shop some lettered man, perhaps an old *guru* of the local school or perhaps the local *penghulu* [chief], reading one or other of these papers, and a little crowd of elderly people less literate than he eagerly listening, questioning, and commenting around him.'<sup>21</sup>

In the late 1940s, the man who was to become Malaysia's first Prime Minister, Tunku Abdul Rahman, insisted that his fellow students read his legal text-books to him as this was the best way by which he could grasp their contents. Cartoons provided a visual (*wayang*-like) image to gaze upon while listening to the story being related or the text being read. The cartoons complemented the text, helping to animate it.<sup>22</sup> These were the times before pop or movie stars in Malaya. However, the journalists and writers of the 1930s were often regarded in such light. They had their followers and fans (including many women), who came to the newspaper office to meet them and to discuss the issues of interest to them.

The medium of the cartoon was actually a recent innovation in Malay-language newspapers – first appearing in the first issue on 7 September 1936 of the weekly pictorial newspaper *Warta Jenaka*.<sup>23</sup> The earlier Malay-Arab owned newspapers were modelled after Arabic-language newspapers in the Middle East 'which did not use much illustration'.<sup>24</sup> Indeed, in Islamic art the depiction of people and animals is eschewed as these might be treated as icons or objects of worship. Rather Islamic art is based on Arabic calligraphy, colour and form. The depiction of clearly recognisable people and of animals in a Malay-Arab owned newspaper might be seen as going against such religious mores and prohibitions. Consequently, the cartoon seems to have been a direct borrowing and adaptation from European or more specifically British

20 Cheah Boon Kheng, A. Samad Ismail (see note 3), p. 75.

21 Za'ba 1941, reproduced in Abdullah Hussain/Khalid M. Hussain (eds), *Pendeta Za'ba dalam Kenangan*, Kuala Lumpur 2000, p. 302.

22 A. Samad Ismail once remarked that his illiterate mother and sisters were keen fans of Wak Ketok (and also the short stories and earlier *Hantu Raya* columns of Ishak Haji Muhammad). Samad would be required to read these for later retelling to his mother and sisters in the evening before retiring to bed. See A. Samad Ismail, *Memoir* (see note 5), p. 46.

23 Edited by Sayyid Hussein bin Ali Alsagoff until August 1941; see Mulyadi Mahamood, *The History* (see note 3), pp. 14-5.

24 Lent in 1994, p. 60 cited in Mulyadi Mahamood, *The History* (see note 3), p. 97.

cartooning.<sup>25</sup> Nonetheless, its content had deep local cultural roots. Both the *Warta Jenaka* and the Wak Ketok cartoons make direct reference to Malay proverbs or sayings and to the characters and themes of traditional Malay stories. For example, one cartoon refers to the Malay saying '*Kacang lupakan kulit*' ('The bean forgets its pod') and is applied to the 'nouveau riche' who forgets his humble origins.<sup>26</sup> Another would appear to be based on the popular story of Man Jenin who tries to rise above his station, not really understanding what it takes to succeed and thus in the end failing to do so.<sup>27</sup> Both are examples of critique directed at a small English-educated elite (including those from traditional Malay royalty) by a nascent Malay-vernacular-educated elite from more humble social origins, who felt a connection with the issues facing ordinary Malays.

Malay oral culture is replete with a large store of proverbs that contain not only the wisdoms for everyday life, but also a measure of satire and critique of even their rulers who were to be revered for their almost god-like status and aura.<sup>28</sup> Most often critique and satire is expressed in an indirect and figurative manner, but nonetheless such elements are present especially as wry humour. Malays until today are familiar with such clown characters as Pak Pandir, Pak Kaduk, Lebai Malang, Pak Belalang and Si Luncai, who in traditional stories are invariably the village idiots – the objects of humour but also the means for communicating the moral lessons, which the story teller sought to communicate. At times such characters may be totally lacking in intelligence – for example Pak Pandir who is instructed by his wife to pound the rice near the coconut tree. He misunderstands her; climbs on top of the roof of the house so as to pound the rice near the coconut tree with the rather obvi-

---

25 Mulyadi Mahamood, *The History* (see note 3), p. 97.

26 Drawn by Abdullah Abas in: *Warta Jenaka*, 23 Nov. 1936, p. 18. For the proverb, see K.2 in M. Sheppard, *THE MBRAS Book of over 1,600 Malay Proverbs with Explanations in English*, Kuala Lumpur 1992, p. 90.

27 By Salleh B. Alley in *Warta Jenaka*, 13 Jan. 1938, p. 6. See S. Othman Kelantan, *Pemikiran Satira dalam Novel Melayu*, Kuala Lumpur 1997, pp. 49-50.

28 For example, 'Like an elephant entering a village/kampong', according to Maxwell, is a proverbial description of a calamitous event, such as the arrival of a raja and his followers in a village (G.10 in M. Sheppard, *THE MBRAS Book* (see note 26), p. 66). Also according to Maxwell, the proverb 'If the sky were about to fall onto the earth, could one keep it off with the forefinger?' can be understood as 'Can the oppression of a raja or chief be successfully resisted by one in a humble position?' (K.51 in M. Sheppard, *THE MBRAS Book* (see note 26), p. 97).

ous consequences.<sup>29</sup> Such a relationship between a ‘stupid’ husband and an assertive wife has some resonance in the Wak Ketok character, who is at times seen as ‘under the thumb’ of one of his two wives. However, such ‘village clown’ characters can at times display superior intelligence and craftiness, the latter being a trait associated with intelligence and held in high regard.<sup>30</sup>

The multi-talented P. Ramlee, who was a popular actor, singer, songwriter, musician, film director and screenwriter in the 1950s and 1960s, produced a film in 1959 with the title *‘Nujum Pak Belalang’* (Astrologer Pak Belalang). While Pak Belalang (Father Grasshopper, or Daddy Long-legs) was the traditional village idiot, his son whose name was Belalang was very clever. Pak becomes a court astrologer because of his son’s interventions and cleverness. Although this film has been replayed many times, people today still enjoy watching it because of its comedy and humour.<sup>31</sup> It is said of P. Ramlee that he ‘had a unique way of criticising and showing the weaknesses of human beings and social issues ... in a light hearted manner, but the projection was accurate and impression lasting’.<sup>32</sup>

Thus, the cartoon character Wak Ketok would seem to be standing in a long-established tradition of village humour and comical, clown figures. Furthermore, there would appear to be clear Wak Ketok precedents in Malay puppet play (*wayang kulit*). This today is a dying art form due to prohibitions on its performance because it is now no longer seen as appropriate Muslim entertainment due to its origins in classical Hindu

---

29 A. Sweeney. The Pak Pandir Cycle of Tales, in: JMBRAS, 49 (1976) no. 1, pp. 15-88.

30 An example is the story of Si Luncai who is sentenced by the ruler to be bound in a sack and drowned in the river. However, he manages to convince a hapless Indian passer-by to take his place, by claiming that the reason he was sentenced was that he had refused to marry the ruler’s daughter (see S. Othman Kelantan, *Pemikiran Satira* (note 27), pp. 55-9). Then there is the story of Pak Kaduk in which the Raja Indera Sari is addicted to gambling, especially over cock-fighting. Pak Kaduk, who like most of the people was poor, has an old but presentable rooster, Si Kunani. The Raja sees Si Kunani, wants him and requests that he be exchanged for another bird. Bets are placed and to the surprise of Pak Kaduk, Si Kunani actually wins the contest. Thus, despite his craftiness, Pak Kaduk who was seeking to profit from the Raja’s weakness ends up losing his money to him (see S. Othman Kelantan, *Pemikiran Satira* (note 27), pp. 52-5).

31 Personal correspondence with Rosidah bte Endot, 1 Dec. 2005.

32 Farah Aqil, Website designed and created by farah aqil creations, 9 Sept. 1998 <<http://members.xoom.com/farahaqil/history/h6.htm>>, accessed Dec. 2005.

stories. One study of the puppet play in Kelantan<sup>33</sup> traces the development of two comedian characters (Pa' Dogol and Wa' Long) in the hands of successive generations of puppeteers (*dalang*). Pa' Dogol ('Mr, Father or Uncle Hornless'<sup>34</sup>) is described as 'a rustic character with authority over the rural population', whereas his foil, Wa' Long ('Uncle Long'<sup>35</sup>) is 'mischievous and rather a busybody, and he is often remarkably well informed about local gossip in the place where the performance is given ... he provides the humour which the audience is waiting for, and he is popular on that account'.<sup>36</sup>

A striking feature of Wa' Long is his 'grotesquely long' nose, 'resembling the bill of a duck'. Furthermore, '[h]is mouth is small and he has a receding chin.' This, perhaps fortuitously, seems much like the features of Wak Ketok. Wak Ketok's nose is also a prominent feature. A little like that of the cartoon character Pinocchio, Wak Ketok's nose seems at times much longer and more pronounced (when shown in profile) – especially when he is in the guise of an Arab or a Western (-ised) person or when he is in situations of moral laxity or danger. When he is Malay he is invariably shown so that we look at him front on and his nose seems to be the flatter, more typical Malay nose. In Malaysia, Westerners are commonly seen as possessing sharp, pointed noses (*hidung mancung*) and so this is a familiar, well-understood representation of 'foreigners'. However, there is a further dimension. Wa' Long's duck billed nose could be moved along with his lower jaw, thus synchronising with his speech, providing a 'mirth-provoking nose'.<sup>37</sup>

The medium of the cartoon in the case of Wak Ketok – with its kampung-oriented proverbs and wisdoms, its use of Malay codes and signifiers, humour and satire, and with its links to Malay oral story-telling traditions, performance and entertainment traditions – served as a 'bridge' not only between a performance and a reading culture, but also between literate, urban newspaper elites and a wider, only partly literate mass readership. Elements of traditional culture thus served as a 'bridge' between the 'familiar' and the 'new'. In the process, such a medium was able to bring change – both intended and sometimes perhaps unintended. For example, styles of humour have changed. While Wak Ketok had many links with traditional Malay culture, he always came across as

33 M. Sheppard, Pa' Dogol and Wa' Long, The Evolution of the Comedians in the Malay Shadow Play in Kelantan, in: JMBRAS, 38 (1965) no. 1, pp. 1-5.

34 Someone whose 'bark is worse than his bite'.

35 Long can be a derivation from '*sulong*' meaning the first born in a family.

36 M. Sheppard, Pa' Dogol and Wa' Long (note 33), p. 1.

37 Ibid.

sharp and highly intelligent. Indeed, the complete village idiot is today seen as typical of village humour in the past. Audiences in the present expect something a little more sophisticated and less irredeemably 'stupid',<sup>38</sup> and perhaps the newspapers and characters such as Wak Ketok (and writer/editor A. Rahim Kajai) were part of the process of bringing about such change.

### Newspapers and the Role of Kajai and the Malay Literati

Newspapers such as *Utusan Melayu* and *Utusan Zaman* (and others) mediated between traditional Malay courts, which once served as the political, cultural and intellectual foci of disparate Malay communities in various states, and a new pan-regional Malay 'public' in which was growing a new awareness as a 'people' (*rakyat*) – no longer just subjects of a ruler, but a citizenry which could pass judgement on political power and traditional elites. Shaping such public opinion were nascent vernacular Malay literati who were beginning to arise from the rural kampongs, ironically as a result of the vernacular Malay education system established by the British to 'produce better farmers and fishermen'. The brightest of the students after four or five years of primary education could be selected to train as teachers at the Sultan Ismail Training College in Perak, opened in 1922. Coming from all corners of the peninsula and speaking their different Malay dialects, the boys were given basic liberal arts education in Malay, and, in the process, were subjected to 'a common and unifying experience'.<sup>39</sup> They imbibed from their teachers a love for the Malay language and literature and gained some exposure, because of the shortage of local literature in Malay, to the literature and political developments in the Netherlands East Indies. Later as teachers and journalists they began to participate in the new public sphere enabled by 'print capitalism'<sup>40</sup> and by a previous generation of Muslim Arab, Indian and Peranakan (local born, mixed blood) writers and publishers who had pioneered Malay language journalism.

This earlier generation of writers had also been at the fore-front of challenging the *status quo* within Islam by advocating a reformist Islam whereby Muslims should return to the fundamentals of their faith as found in the Quran and the *Sunnah*, discarding the cultural accretions that they claimed were hindering 'progress' among local Muslims. Kajai

---

38 Personal correspondence with Rosidah bte Endot, 1 Dec. 2005.

39 Roff, *The Origins*, (see note 2), p. 143.

40 B. Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism*, London 1991.

had been a leading spokesman of this cause while serving as a correspondent for the *Idaran Zaman* and as editor of *Saudara* – the latter being owned and operated by prominent Malay-Arab Syed Sheikh Al-Hady. Both Mecca (Arabic)-educated and Malay-educated, Kajai served as a mediating link or bridge between the reformist (Arab/Indian) Islamists and the nascent vernacular-educated Malay (or ‘Malaysian’) elite seeking to assert their right to speak on behalf of the ‘Malays’ and striving in particular to encourage Malays to overcome their backwardness and poverty. The *Utusan Melayu* itself was the direct outcome of a nascent ‘Malay’ consciousness and the desire to found a newspaper that would proudly defend Malay interests and assert Malay ability to make it on their own merits.

While Kajai (through Wak Ketok) was critical of the Arabs for their moral shortcomings, their extravagant lifestyles, their presuming to lead the Malay-Muslim community, he was equally critical of Malays for their deference to the Sayyids (as descendents of the Prophet Muhammad), for their lack of Malay pride and support of fellow Malays. By mid-1940 Wak Ketok had strengthened his ‘Malay identity’ and was becoming increasingly angry and strident in his criticism of those whom he labelled in derogatory fashion as D.K.A (those of Arab descent) and the D.K.K (those of Indian descent). What precipitated this anger was the boycotting of the *Utusan* newspapers by those of this background – the *Jawi Pekan* or those of mixed Malay-Arab-Indian descent – in Penang. In the context of this newspaper war, Malays were encouraged to support their newspaper and those who were ‘fighting’ on their behalf. The battle lines were coming into sharper focus with a distinction drawn over the issue of leadership of the ‘Malay’ community and the claims of the reformist Muslim Malay-Arab and Malay-Indian intelligentsia to lead and be identified with it.

Clearly, while this ‘war’ had real commercial implications, it was primarily being fought in the realm of the rhetorical and symbolic. Not only was the visual image important, the language that was used also had a crucial role in determining the type of influences which came to impinge upon the newspaper readership. As with other Malay language newspapers of the time, they were printed in the Jawi (Arabic) script. Za’ba explains:

The language of the Malay newspapers has been, and is being, very much affected and conditioned by the necessity of having their material translated from a foreign language. The impossibility of finding exact Malay equivalents for such English words as *local*, *financial*, *professional*, *personal*, *personality*, *economic*, *cultural*, *constitutional*, *diplo-*

*macy, totalitarian, democracy*, and hundreds of others has produced a crop of tentative equivalents in the form of new loan-words from the Arabic or even of hybrid words coined for the occasion. ... The Dutch Indies Malay journalists generally show no scruples in adopting the European terms, as their papers are produced in Latin script. But in Malaya all seem to agree not to use the original English words which, when presented in Jawi garb would be hardly recognisable.<sup>41</sup>

Thus, borrowings in terms of new ideas and terms (from English, Arabic and even German in the context of reporting on war-time developments in Europe) were filtered and mediated by Arabic language and concepts. Wak Ketok, for example, uses the Arabic terms for 'you' (*ante*) and 'I' (*ana*). It was a living language and, as Za'ba has indicated, new terms had to be created in keeping with modern developments, sometimes stretching the creativity of the newspaper's journalists and writers. They had to develop a language that was direct and without the formalities of traditional court language.<sup>42</sup> Wak Ketok spoke with the language and voice of 'the people'. It was deliberately intimate, sometimes referring to bodily functions that would not normally be discussed in polite company, so as to engage with his readership on familiar terms. Whilst Wak Ketok could move in the circles of the elite and wealthy, and though he had a tinge of the 'Javanese upper class', he also purported to speak for ordinary Malays. He was in this regard very much the product of the nascent vernacular Malay-educated elite – addressing the issues that might have once been regarded as the prerogatives of the traditional ruling elites.

Thus, while Kajai with his knowledge of English and Arabic served as a bridge between these languages and Malay, he also stood at the confluence of various discourses involved in the contest over leadership and influence over the Malay community and involved in shaping the Malay worldview and identity. A new Malay identity was being shaped against a discourse associated with the *ancien régime* (centred around identification with a raja or ruler and with his sphere of influence) and against a discourse of, and primary identification with, the broader worldwide Islamic community (*umat*). The Malay-Arabs, in particular,

---

41 Za'ba reproduced in Abdullah Hussain/Khalid M. Hussain, *Pendeta Za'ba* (see note 21), p. 301.

42 Ishak Haji Muhammad, for example, has been credited with having rescued Malay journalism and the Malay language 'from the suffocating influence of Arabic scholasticism' through his 'robust' writing style with its 'earthy simplicity' that smacked 'of his *kampung* background'; see A. Samad Ismail in Cheah Boon Kheng, A. Samad Ismail, (see note 3) p. 188.

had been at the forefront of efforts to advocate and inculcate reformist Islamic (*kaum muda* or 'Young Group') doctrines, that were a direct challenge to both the traditional Malay rulers and Islamic scholars (*ulama*), who were regarded as the Old Group (*kaum tua*) and who sought to maintain the *status quo* and their leadership in matters relating to Islam. Furthermore, drawing upon Western-derived notions of 'modernity', a new ethno-nationalist discourse was emerging, involving a new awareness (*kesedaran*) as individuals and as a people (*rakyat*), not just as subjects of a ruler, but as citizens and as a *bangsa* (people, race or nation). Malay identity would, thus, come to be comprised of somewhat disparate (even contending) elements associated with being 'Malay' or 'Malaysian' (the latter as understood in the 1930s context) and 'Muslim', along with elements of traditional custom, association with the Malay language, identification with a homeland, a racial (biologically derived) and ethnic (socially-constructed) identity and a locally filtered and constructed 'modernity'. These were to be the pre-requisites for a nationalist awareness that would eventually lead to calls for independence.

With his chameleon-like, shifting racial (and class) identity, Wak Ketok reflects the variegated possibilities; the shifting and multi-layered identities; the politics involved in the construction and representation of a Malay identity that was fluid and in the process of definition. He, along with the *Utusan Zaman* in which he featured, are both mediating and contending actors, shaping the discourse, perceptions and understandings of the Malay readership and the outcomes in terms of identity formation and elite influence.

But where in all this are the Western actors and influences?

### Mediating or Contending Actors?

It is apparent in this micro-level case study that Malay identity was being shaped in the mirror of a 'foreign other', which in the first instance was not a European 'other'. The British tended to live apart in their separate quarters socialising at their European-only clubs. There were not so many of them and not all could speak the local languages, even to their Asian servants. Rather it was more local and proximate Arabs or (mixed) Malay-Arab-Indian Muslim Peranakan as well as the Chinese and Indian peoples – those with whom Malays rubbed shoulders on an every-day basis and who threatened in various ways to dominate and overwhelm them – who were the 'foreigners' (*orang asing*) and foreign traders (*orang dagang*) or 'others' against which Malay identity (*takrif Melayu*) was defined and contested. As we have moved from the macro picture of European colonialism and conceptions of 'race', to the

micro picture of local rivalries, concerns and perceptions, the picture became more complex and layered. Colonial power and influence receded to the fringes as the local collective rivalries and grievances that shaped perceptions of difference and marked the boundaries between 'us' and 'other' or 'foreign' became more apparent.

If we are to regard 'Western' actors and influences as major contending actors, it is instructive to examine the role played by such mediating actors and influences as the cartoon character Wak Ketok standing between 'Western modernity' (and his puppeteers) and the newspaper readership. What elements were 'transferred' and what elements were not? What determined whether 'mediating' actors served as bridges facilitating transfer; as barriers resisting transfer; as filters selecting elements transferred or as prisms diverting flows in new directions?

What eventually came to be accepted had to have resonance within the Malay and Islamic culture and society of that time. It was easier to borrow from the proximate culture of the Arabs, while nonetheless rejecting their leadership claims. Specific aspects associated with the 'West' and 'modernity' were rejected; for example, those aspects of the 'other' that were seen as morally permissive and 'orientalist'. Significantly, there was a growing sense of oneness not with the British Commonwealth, but with the wider international Islamic community.

What was 'transferred'? Was it predominantly British or European notions of 'race' and 'nation' and the Enlightenment-derived understandings of 'modernity' and 'progress' in which they were framed? Certainly, it would seem that such concepts and frames including others such as 'development', the 'public sphere', the 'West', etc. and the medium of the editorial cartoon were taken up. However, this begs the question: 'what were the understandings before the colonial presence?' This is important for this was the base stock into which newer understandings had to be grafted and against which borrowings should be measured. Alternatively, rather than focussing on interaction with European influences and agents, was it not primarily ideas concerning Islam that were being re-presented in the modern twentieth century context, thereby influencing the Malay sense of identity? Were the Malay-Arabs merely mediating actors filtering a 'Western modernity'; or should they be seen rather as contending actors advocating 'Islamic modernity' filtered through its interaction with 'Western modernity'?

It would seem more realistic to view the Malay-Arab, the vernacular Malay and the English-educated Malay (royal) elites as well as Western colonial actors as among a number of contending actors (including Abdul Rahim Kajai) whose 'battle' for influence over the Malay readership

and constituency was fought using the media of Malay-language, Jawi-script newspapers, Malay humour and satire, the cartoon (and the medium or perhaps 'mediating actor' of Wak Ketok). Thus, what was occurring was not a simple bilateral transfer process. It was an arena of contest with multiple, contending actors located variously with respect to transfer/interaction processes and strategically employing the various media at their disposal. The Mecca (Arabic)- and Malay-educated editor Abdul Rahim Kajai was part of a new educated elite, which was arising to not only stand (or mediate) between traditional ruling and religious elites and 'the people', but also to challenge and, to some extent, supplant their role and influence as contending actors. Thus, actors may shift roles from being recipient or mediating actors to being contending actors.

The Southeast Asian region at the intersection of the trade winds has had a long experience of cultural 'interaction' and 'localisation', which in itself has been seen as an integral element of its identity and a part of its 'genius'.<sup>43</sup> Animism, Hinduism, Buddhism, Islam, Christianity, Western secularism have been encountered, contested and assimilated at various times, to varying degrees and in varying quarters. Seen in this light this latest encounter with Western ideas and organisational forms becomes less imposing and seems possibly less permanent, particularly in the context of a resurgent Islam that has more recently become a more dominant marker of Malay identity and thought. To better understand such processes of intellectual encounter, they need to be 'located' or 'situated' sociologically and politically; and through identification of the contending and mediating actors along with the factors which filtered or enabled the transfer of the 'foreign' into the language and understandings of the 'local'.

Not only are these questions about local 'knowledge of identity', but they are also about the 'identity of knowledge'<sup>44</sup> and its dynamics. How do elements 'detached' from one worldview (*weltanschauung*) come to be incorporated into the worldview of a recipient? At what point in the process of 'transfer' or 'borrowing and adaptation' does something cease to be 'foreign' and become 'one's own', even 'indigenous'?

The hibiscus flower (*bunga raya*) was originally brought to Malaya probably some time before the 12th century via trade from its original

---

43 O.W. Wolters, *History, Culture and Region in Southeast Asian Perspectives*, New York, Singapore 1999.

44 Shamsul A.B., *A Question of Identity: Knowledge and the Formation of Post-colonial Nation-states*, in: Asia in Riaz Hassan (ed.) *Local and Global: Social Transformation in Southeast Asia*, Kuala Lumpur 2005.

home in China, Japan or the Pacific islands, but now features as Malaysia's national floral symbol. The chilli plant (originally from South and Central America) and the rubber tree (indigenous to Brazil) were both brought to Malaya by its former colonisers, but have now become an integral part of the nation's cuisine and economy and landscape, respectively. But at what point did they become 'Malaysian'? The religion of Islam is a further example. The gradual process of assimilation from the 13<sup>th</sup> century onwards has been such that Islam is now regarded as an integral part of Malay (and Malaysian national) identity, even though it has also been in contest with other elements of that identity. Perhaps more significantly, can an intellectual framework with non-indigenous origins – especially, one which facilitated colonial rule, exploitation and intellectual subjugation – ever be deemed 'indigenous' or 'Malaysian', even though it has been an integral element of Malaysian intellectual life as well as government policy formation? What would be the processes involved in such a completed 'indigenisation' process? Clearly, mediating actors and other proximate external cultural influences can facilitate, filter and even drive such processes. But when it comes to discerning the distinctions between 'ours' and 'theirs' in terms of the outcomes of such processes, the more important aspects would appear to be political and psychological. They have to do with how one sees oneself in relation to the 'other', of which one is in fact also a part; and also whether it is 'politic' to make the distinction.

## Bringing the Soil back to the Homeland. Reconfigurations of Representation of Loss in Armenia

In the spring of 1997 a Bostonian Armenian, acting on behalf of Florence Tayian, an American Armenian from Arlington (Massachusetts, US), brought a glass jar with 50 g of soil to Yerevan and donated it to the local museum of the Armenian genocide. The enclosed letter written by Tayian in the 1990s tells the story of the migrating soil and its long journey from an Anatolian village to an American town in New England (MA, US). In 1908 the soil was collected in the yard of the maternal house in Kharpet (today Turkey) and transferred to the US by Tayian's mother, Elmas Kavookjan (born in 1883). By "returning" it to its imagined homeland and by donating it to the local museum in Armenia, the 50 g of soil that had been family relic for nearly 90 years was transformed into collective property. The public event organised by Yerevan's museum of Armenian genocide celebrated the symbolic repatriation of "forgotten children" into the holy homeland of Armenia.

This event is only one piece of the mosaic that is the process of postsocialist reordering of the meaningful world, and one part of the symbolic localisation of the remembrance of Armenian loss (*yeghern*). However, the relocation and the arrival of small private objects and their adaptation to a new context reveal much about the construction of new collective symbols and their continuing reconstruction. This chapter is concerned with the increasing transnationalisation of local remembrance practices and the domestication of once "foreign" objects and persons, in particular the role that diasporic Armenians play in the reconfiguration of historic preservation projects in post-Soviet Armenia. Following the independence gained in 1991, the Armenian diaspora has been increasingly involved in the national project of the young independent republic in transferring and applying not only money, but also their own ideas of cultural order. The question is how cultural and political representations of the Armenian loss get transformed in the course of interaction with the new social order and new actors following the break-up of the Soviet empire. The central argument in this paper is: Having once been a taboo and an unauthorised representation of the past, today the symbol of the

loss and the trauma of 1915 is the collective property and symbolic capital of the new nation-state. This capital provides these domains with the central power for constructing a (trans)national community of loss beyond ethnocentric boundaries and a tool for establishing a new moral order in relation to the whole world. With the transfer of private “sacred objects” into a public place such as a museum, latent and hidden representations of memory of Armenian loss and trauma have received their material and visual manifestation. Moreover, the mode of transfer across national borders produces new forms of collective memory based on a specific nostalgic travelling culture with a strong global identification. To demonstrate this transformation of representations I will focus my description and interpretation on the area around the central site of the remembrance of Armenian suffering – the Yerevan Memorial of Armenian Genocide.<sup>1</sup>

Since 1991 new mobilised transnational actors, diasporic Armenians, have been involved ideologically and materially in the process of remaking Armenian national identity.<sup>2</sup> From 1996 onwards in Armenia one can identify the dynamic revival of memory of collective death and its specific form of memorialisation, which is actively shaped by the increasing significance of connections with the Armenian diaspora

---

1 This paper is based on ethnographic data of my current research project at the Humboldt University of Berlin funded by the German Research Society (DFG). The project is part of the Collaborative Research Center “Changing Representations of Social Orders: Intercultural and Intertemporal Comparisons” (SFB 640). I am grateful to Lavrentiy Barsegyan, the director of the Museum of Armenian Genocide in Yerevan, for his support. I am mostly indebted to Levon Abrahamian and Elsa-Bair Gouchinova for their generous assistance, advices and fruitful discussions during my research. For reading of a part of this paper I am grateful to Stephan Feuchtwang who made an inspiring comment about the concept of this paper. For more detailed analysis see the forthcoming article by T. Darieva, *From Silenced to Voiced. Changing Politics of Memory of Loss in Armenia*, in: Ts. Darieva/W. Kaschuba (eds), *Representations on the Margins of Europe. Cultural and Historical Identities in the Baltic and South Caucasian States*, Frankfurt a. M. 2007.

2 In the case of the Armenians we are witnessing a unique process of “re-gaining” the homeland when diasporic members scattered throughout the world and assimilated into the culture of host societies have started to look at the former Soviet Armenia as their new homeland. The homeland ceased to be an unreachable desire and a nostalgic myth for the diaspora groups and became a concrete, living and social reality. See also W. Kaschuba, *Politics of Identity: The Armenian Case*, in: A. Voskanian (ed.), *Armenia on the Way to Europe*, Yerevan 2005, pp. 413-420; S. Pattie, *New Homeland for an Old Diaspora*, in: A. Levy/A. Weingrod (eds), *Homelands and Diasporas. Holy Lands and Other Places*, Stanford 2005, pp. 49-67.

(*spurk*) in the US. It should be emphasised here that the Soviet period of the Armenian nation has been characterised by a deep political divide and profound split between the homeland and the diaspora.<sup>3</sup> The majority of Armenian diaspora organisations were politically restricted during the Soviet period. The new politics of memory of Armenian loss came into play in Armenia with the second post-Soviet president of Armenia, Robert Kocharian. The rhetoric in the efforts to restore “justice” and to reveal the political dimension of Armenian pain was conceptualised in terms of a demand for global recognition of forgotten pain and proper memorialisation of loss of 1915, in which the determination of future politics concerning the neighbouring land Turkey comes to the fore. Interestingly, the revitalisation of the memory of loss does not necessarily imply a separation and turning away from the Soviet past. Rather, the issue of the “suppressive” character of the communist past and the Russian-Soviet political domination since 1920 is hardly discussed in official versions of history in independent Armenia. This specific configuration can be explained by the friendly nature of the post-Soviet Russian-Armenian political relations, but also by the illusiveness of the presence of memorialisations of Armenian loss during the Soviet period.

### The Soviet past

The Armenian massacre of 1915 in the Ottoman Empire was hardly included in the official repertoire of national memory and commemoration during the Soviet period. Many people whom I interviewed in Yerevan in 2005 emphasised that in the Soviet time there was very little verbal and visual information about the violence and the expulsion of Armenians from Eastern Anatolia. Until the beginning of the 1980s it was hardly communicated in the school curriculum, and the schoolbooks included only some “unrememberable lines with complicated numbers and dates”. In the Soviet Armenia until at least 1965 the memory of the violent loss and expulsion of Armenians from Eastern Anatolia to Syria had been turned into a political taboo. Publicly the knowledge of the

---

3 R. Panossian, *Homeland-Diaspora Relations and Identity Differences*, in: E. Herzig/M. Kurkchian (eds), *The Armenians. Past and Present in the Making of National Identity*, London 2005, pp. 229-243; see also in R. Suny, *Looking Towards Ararat: Armenia in Modern History*, Bloomington 1993; G. Libaridian, *Modern Armenia: People, Nation, State*, New Brunswick 2004; A. Ishkanian, *Diaspora and Global Civil Society. The Impact of Transnational Diasporic Activism on Armenia's Post-Soviet Transition*, in: T. Atabki/S. Mehendale (eds), *Central Asia and the Caucasus. Transnationalism and Diaspora*, London 2005, pp. 113-139.

death and loss was restricted to a very limited space by being hidden “between the lines” of city guide books or in exclusive departments of the National Academy of Sciences and state archives with highly restricted access. As a result the art of remembering the Armenian genocide in Armenia took a fragmented and formulaic form in producing few academic books filled with dry official documents, which were far from the popular and personal practices of memory.

Moreover the Armenian loss and trauma were never publicly articulated in the language of victims, perpetrators, and symbolic recognition. It seems the memory of loss encapsulated in the socialist order has produced specific decontextualised, but quite paradoxical forms of memories. If we look at “silent disagreements”,<sup>4</sup> so-called small acts of private remembrance of loss in Armenia, they are mostly encoded through social practice of knowing about the descent – an origin from the territories far behind the Armenian-Turkish border, in “Western Armenia” according to local expressions. At the same time the memory of loss, at least the symbol of Armenian loss, was present paradoxically on a much larger scale through official acts of “symbolic possession” of the lost landscape, which can be vividly seen in numerous pictures of the holy Mountain Ararat in private and public spaces.<sup>5</sup> Moreover the mountain Ararat situated in the Turkish territory is well visible from the windows of many Yerevan residences. In the Soviet past the image of the mountain Ararat had been successfully incorporated into the legal Armenian iconography such as the heraldic figure on the Soviet Armenian coat of arms, the name of the Soviet Armenian soccer team or the brand name of the most famous alcoholic drink “Armenian Cognac”, thus producing rather a sense of possession of Ararat in the sense of symbolic cultural property, as in the sense of the divided Armenia extending through the closed border between Armenia and Turkey. Thus, the mountain Ararat depicted in school-books, calendars or in cook books such as “The Armenian cuisine” published in 1960<sup>6</sup> has been symbolically (re)turned into the cultural landscape of Soviet Armenian identity. In that sense the memory of the traumatic past in both public and private spaces appears to be transmitted less interpersonally and more through formulaic,

---

4 R. Watson, An Introduction, in: R. Watson (ed.), *Memory, History and Opposition under State Socialism*, Santa Fe 1994, pp.1-20.

5 The term “symbolic possession” was mentioned by Nora Dudwick in analysing the issue of the 1915 genocide in Armenian collective memory at the end of the 1980s. See N. Dudwick, *Memory, Identity and Politics in Armenia*, Ann Arbor 1994.

6 A. Piruzyan, *Armyanskaya kulinariya*, Moscow 1960.

evocative indications such as the image of the holy mountain. The social remembrance of descent, the acts of singing songs in half Armenian and half Turkish, or the possession of a few household objects recalling the expulsion after 1915 existed in the Soviet past only in hidden spaces of remembrance which were suppressed, decontextualised and dissolved in the Soviet cult of the “struggle” against fascism and the post-Soviet economic struggle for survival.

But the most interesting point in the story of the Armenian loss is related to the fact that it had already been objectified in the late 1960s by erecting a monument for victims of the genocide in Yerevan, on the Tsitsernakaberd hill. This political artefact was the result of an extraordinary event in April 1965 in Yerevan, when thousands of city inhabitants gathered at the central Lenin Square and an unexpected public protest broke out around the Opera building. At that time a closed session of the Armenian Communist Party, dedicated to the 50<sup>th</sup> anniversary of the Armenian tragedy, was organised in the Opera House building. This anti-authoritative demonstration was interpreted by local historians as the first public expression against the forgetting of the Armenian tragedy and the fact of lost territories in Turkey. With the slogan “Lands, Lands!” the demonstrators demanded the recognition of the Armenian massacres by the central authorities in Moscow by allowing official mourning and grieving ceremonies for ordinary people in public places. In fact, subsequently and in a very short time, according to Party decision, the Genocide Memorial was erected in 1967 on a green hill of Tsitsernakaberd close to central Yerevan. From that point a public stage of controlled mourning practice has been constructed in the Republic of Armenia. Since 1967 the hidden and disordered practices of mourning were appropriated by the officials and taken into control and commemoration practices settled into the cyclical life of the city landscape, localised around the Genocide Memorial. Within the urban landscape the new monument is distinguished from other public commemorative places by its visible isolated location on the hill encircled by a natural barrier, the river Razdan, and in that sense by spatial separation from the lively streets. At this point the local authorities tried to take control over the recently tabooed memorialisation of Armenian loss.

After 1965 the remembering of the catastrophic event in Armenia was officially allowed but turned into a commemorative ceremony in a very specific manner. It was well incorporated into the Soviet model of national remembrance and the Soviet Union’s founding saga. The raising up of a new monument brought a “sacred” space in the iconography of remembering and urban memorial landscape, but this action did not

signal any radical change in the “universe of meaning” and politics of memory. As a result the Armenian collective desire to locate particular historical consciousness and cultural belonging in the period before the holy Soviet date of the beginning of the new world in 1917 did not conflict with the socialist cosmology. After considering how to regulate and to control the people’s spontaneous movements at the city square, the Central Committee of the Communist Party of Armenia decided to operate within the framework of the celebration of the 20<sup>th</sup> anniversary of the victory in World War II, incorporating the atrocities of the Ottoman Turks towards Armenians into the abstract symbol of antifascist struggle of the Soviet people against Hitler’s aggression and expansion.

The design of the Genocide Memorial was very much influenced by the monumental art of Soviet war memorial architecture, which was quickly spreading in the 1960s throughout the Soviet territory. At that time the Memorial in Yerevan consisted of two objects – a tomb and an obelisk. The massive grey stone mausoleum with 12 slabs and the eternal flame inside of the tomb took on the meaning of a collective grave, and a separate two-fold needle-thin stone obelisk located next to the tomb symbolised the rise of the Armenian people from the dead and its regeneration within the Soviet space. At the end of the 1960s the remembering of the Armenian suffering was put into the frameworks of a localised historical event, which was supposed to not challenge the ideals of the collective Soviet identity and Soviet power. What happened is that the Armenian suffering was represented in the same language and visual forms as heroic symbols of the Second World War. The Yerevan monument corresponds to the later design of Soviet war memorials from many points of view: in its being situated on a hill at a distance from the city centre like the memorial and museum for the defenders of Moscow, in its typical monumental design ensemble including a triumphal obelisk, long enormous mourning avenue and the memorial wall, in the Soviet art of mourning and remembrance of dead through officials placing memorial garlands around the tomb, and in the minute of silence.<sup>7</sup> The surprising thing about monument symbolism is how successfully the “foreign” ideas were adapted to the local moral values and modes of commemoration.

In this sense the “bad” unnatural and unrecognised death of the people killed was converted into a performed ritual of remembering the

---

7 Compare with N. Tumarkin, *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War in Russia*, New York 1994. Tumarkin shows how state and party authorities stage-managed a national trauma into a heroic exploit that glorified the Communist Party.

“hard past” and the martyr-like symbolism of a “good death” within the unity of the Soviet people. Further, the absence of a visualised death or killed body is conspicuous for visitors of the Memorial. Inside of the mausoleum, which looks like a famous tomb of the Soviet Unknown Soldier, there are no visible signs of a victim or a dead body, only the eternal flame in the circle reminiscent of the Soviet star. The most striking point in the whole design of the monument is the absence of any “ethnic” Armenian signs or traditional inscriptions in the Armenian alphabet on the slabs and walls, which are so omnipresent in the Soviet and post-Soviet architecture in Armenia. Over the years the political orthodoxy tried to pursue one historical interpretation of the Genocide Memorial that was to be accepted by all. Among Yerevanis it was supposed to be associated with the holy place of generalised memory of victims of violence, related to the symbol of struggle against fascism, the ability of Armenian life to regenerate under the Soviet rule, and the commitment to Soviet-Armenian patriotism. The inclusive interpretation of the struggle against fascism easily combined Hitler’s Germany with Turkey into a common image of enemy, since Germany built a political alliance with Turkey during WWII.

With the uneasy localisation of Armenian loss, the Soviet officials in Yerevan tried to restore the socialist order and to centralise the people’s memory in one manner and one place. But the relation between the dominant version of the history and the local engagements was more complex. Unlike the traditional narrative related to the symbol of regeneration of Armenian life within the Soviet space, the high two-fold obelisk spire generated a variety of alternative interpretations and associations among local people, which can be recognised as a “counter-mourning” response.<sup>8</sup> In 2005 many locals and tourist guides interpreted the original idea of the slab in terms of an intimate relation to the traditional Armenian stone crosses *khachkars*. In contrast, German ethnographer Jürgen Gispert, in his analysis of the genocide monument, mentioned that in the mid-1960s for architects the idea of the pillars was to shelter the entrance into the tomb and in that sense they carried a primarily technical significance.<sup>9</sup> The museum guide and the visitors to the Memorial used to say that the 12 pillars stand for 12 Armenian *vil-*

---

8 P. Homans, Introduction, in: P. Homans (ed.), *Symbolic Loss. The Ambiguity of Mourning and Memory at Century’s End*, Charlottenville 2000, pp. 1-40.

9 J. Gispert, *Monument as a Staged Dialogue. The Ethno-Philosophical Interpretation of the Memorial for Armenian Genocide in the Ottoman Empire in Yerevan*, in: *Researches of Contemporary Problems at the Universities. The Conference Papers*, 25-26.11.1999, Yerevan 2000, pp. 66-89.

*layets*<sup>10</sup> in Eastern Anatolia, symbolising territories lost after the expulsion and killing of Armenians in 1915. Similar to the re-interpretation of the Memorial concept, the other parts of the monument have also experienced alternative imaginings beyond the monologic historical explanation and fixed spatial contours of the Soviet Armenian representation. One interpretation was framed in the present political discourses of hierarchical relationships between Russia and Armenia, leaving aside the memory of loss. According to this interpretation the bigger part stands for the “big brother” Russia and the smaller one for the smaller Republic of Armenia. A decade earlier, after the Karabakh conflict, the spire was reinterpreted according to the current political order<sup>11</sup> and shifted far away from usual explanations. The smaller spire which had symbolised the Republic of Armenia was replaced by the image of self-proclaimed Nagorny Karabakh Republic, whereas Armenia was upgraded to the bigger part of the spire, pushing out the memory of the “big brother” Russia.

With reference to the above-mentioned examples it is obvious that in spite of the existing Soviet dominant representations of Armenian loss, the monument was implicitly producing a specific “hidden” meaning for the local people, a place of creative reinterpretations and of silenced protest against the suppressed memories of Armenian tragedy. In 2005 ordinary participants of the mourning march on the 24<sup>th</sup> of April told me that in the Soviet time not everybody attended the procession to the Tsitsernakaberd; it was a normal working day and was not supported by the authorities. “Before 1988, April 24<sup>th</sup> was not an official holiday, and people were penalised for leaving work to come to the memorial. People made the trek after working hours (or simply slipped away during work hours) with colleagues or family members”<sup>12</sup> People like intelligentsia, students and school children visited the memorial place on their own initiative. The Yerevan anthropologist Gayane Shagoyan told me that at the beginning of the 1980s in Gumri (Leninakan) in April many school girls followed their own private silent mourning practice by wearing black collars and black cuffs instead of white over the brown school uniform dress. These examples of expressing “silent disagreement” demonstrate the local attitude towards the official politics of representation of the past. The active constructions of popular imaginings and disagreements have contributed to a new way of memorialising loss

---

10 *Villayet* is the Turkish term for the administrative unit in the Ottoman Empire.

11 I have borrowed this specific interpretation, related to the Karabakh war from Gispert, Monument as a Staged Dialogue (see note 9).

12 Dudwick, Memory, Identity (see note 5), p. 80.

and of the post-Soviet representation of Armenian tragedy, which undergoes a deep transformation by reordering meaningful imaginations.

### Post-Soviet visualisation of the loss

The most visible transformation of post-Soviet Armenian representation of memory regarding the massacres occurred in 1995 with the construction of a new holy place on the Memorial grounds – the museum of Armenian genocide. Dedicated to the 80<sup>th</sup> anniversary of the execution of Armenian intellectuals in Istanbul, the museum in Yerevan was built on the southern part of the memorial grounds like a second tomb beneath ground level inside of the Tsitsernakaberd hill. It looks at the holy Mountain Ararat which rises up on the “other” side of the closed border and which, like a monumental side scene, plays an enormously impressive role in the whole Memorial panorama. Attached to the National Academy of Sciences, the museum is today the leading centre in coordinating politics of memory and its representation. In contrast to the mausoleum, the museum has created an official visualised landscape of remembering with a specified topography of lost lands, total suffering and of the sacredness of death. In the “hot” period between April and September, Yerevan turns into a place of gatherings of global Armenian diaspora. One of the central organising points of the seasonal global encounters relates to the Day of Remembrance in the form of visiting the Memorial. On the 24th of April many participants of the mourning march include a visit to the museum in the dramaturgy of the “pilgrimage”.

Armenians who live on the territory of the Armenian Republic as well as in the diaspora have successfully “domesticated” and appropriated the Memorial from the Soviet period, turning it into one of the central holy places of ethnic history in a global sense. For example, the popular views have immediately transformed the Soviet symbol of the eternal flame, which played a significant role in the Soviet political culture as the memory of an “unknown hero”, into the traditional “sacred” symbol of Armenianness. The presence of the eternal flame today will be often associated with the maintenance of the ancient religious tradition of fire worship among Armenians. This tradition is based on the memory of pagan Zoroastrian beliefs and comes from “time immemorial”, before Armenians were baptised.<sup>13</sup>

---

13 See S. Platz, *The Shape of National Time. Daily Life, History and Identity during Armenia's Transition to Independence, 1991–1994*, in: D. Berdahl (ed.), *Altering States: Ethnographies of Transition in Eastern Europe and the former Soviet Union*, Ann Arbor 2000, pp. 114–139. Platz similarly describes the symbolic

The changed political order gave the old silenced mourning ceremonies a new meaning of “textualised” memorialisation constructed to evoke deep emotion and the memory of the collective death of Armenians as a specific group. One can observe materialised results of the ideological involvement of the Armenian diaspora in reconfiguring the holy place, such as in producing the museum’s web site and leaflets, which was assisted by the American Armenians from Boston-Watertown. In 2002 another visible sign of changed regimes of relationships between the Republic of Armenia and the Armenian diaspora was the erection of a new sculpture “Mother arising out of the ashes” on the grounds of the Memorial complex symbolising the Armenian victimhood *per se*. Set up a bit aside from the museum and the monument, the sculpture is a copy of the original statue located in Los Angeles in the Ararat Eskijian Museum.

The museum exhibition begins with a stoned relief map of the “historical Armenia” and oversized photographs of Armenian life in Ottoman *villayets* at the beginning of the 20<sup>th</sup> century. The images of Armenian churches, schools and local orchestras in different provinces express a sense of lost paradise and the past of Armenian “good life” in Western Armenia. The scenes of cultural renaissance are followed in the neighbouring hall of the museum by the images of “ultimate death” and starvation shown on huge photographic<sup>14</sup> reproductions between bright narrow windows stylised in a form of the Christian cross. The emotional exhibition creates a new topography of Armenian death with a sacral religious connotation. And this is one of the crucial points in reordering the meaningful world and the memorialisation practices – the revealing of the sacredness of the martyr’s death in Christian tradition, which provides visitors with a new sense of memory and an emotive man-made representation of death. The death once constructed as an “unknown death” in common graves in terms of a good “Soviet struggle” has been reconfigured into a new moral logic beyond melancholic silenced and localised mourning practices. The new iconography of death and loss introduces a way local people and global tourists should “share the memory” with the help of materialised images such as documents of

---

meaning of fire and light among Armenians in the period of economic and energy crises and how people linked the fire with ethnic belonging in their mythicised story telling.

14 The pictures were taken by Armin Wegner (1886–1978), whose photographic collection documents conditions in Armenian deportation camps in 1915–1916 and who was sent to the Middle East as a member of the German Sanitary Corps. See more in [www.armenian-genocide.org](http://www.armenian-genocide.org) (accessed 21.02.2006).

Armenian suffering and photographs of starving bodies. In the museum we finally find the highlight of visualised representations of the Armenian death – female bones and a skull inside of a crystal vase covered by a transparent white lace cloth with an embroidered golden Christian cross. According to the statements of the museum director, the bones and the skull have been transferred to Yerevan by the previous Armenian religious head *catalicos* Garegen II from the Der-Dzor desert in Syria – the Armenian “Auschwitz”, the place of Armenian expulsion and death. The emphasis on the female gender of the bones that represent any and all bones of collective death brings a new identification of the Armenian massacre and loss with a symbol of a totally defenceless victim.

In the room with the vase filled with bones and a skull, visitors find 6 small transparent vessels containing sacred earth from the regions in Anatolia where Armenians lived such as Kharpet, Erserum, Kars, Sebastiya, Malatya, Bitlis.<sup>15</sup> “This homeland soil has been taken by survivors and guarded by them like relics. When they learned about the opening of the museum people from all over the world sent their relics here,” explained a tourist guide in the museum. This import of relics and the transfer of soil across international borders signified the new political order of memory of loss in post-Soviet Armenia.

Each of the vessels is identified with the Armenian name of the place of origin, but there were no references providing visitors with the information about the ways the soil from six provinces of the Ottoman Empire had appeared in post-Soviet Yerevan. The museum had started to exhibit the sacred soil as an object by putting it on simple plates without any protection. After a while the museum workers noticed that the soil on the plates was gradually reducing. According to the vice director of the museum, visitors used to take a pinch of the soil home or even ate it while visiting the museum. The soil, an uneatable materiality, is associated by visitors with a specific sacral energy which should be received like the Lord’s sacraments. In this way one can be symbolically linked to the lost homeland. “Perhaps they never move there, but in this way they learned the smell of the earth and the smell of its flowers and women,” added the vice director of the museum. Today the plates with sacred soil are properly covered by hermetically sealed glass. In sum, the crucial point in the contemporary transformation of representation of

---

15 Still this example very much recalls the tradition of the Soviet post-war monuments, such as the Tomb of the Unknown Soldier in Moscow, which is surrounded by marble blocks with sacred soil from each of six “hero cities”. See also Tumarkin, *The Living and the Dead* (see note 7).

the Armenian loss lies in its emotional visualisation and symbolic materialisation.

### Transnational reburials

By establishing a research institution with around 30 researchers, the museum became the central guardian of the registers of Armenian memory and the politics of recognition. Explaining the museum's central significance for post-Soviet Armenia, the museum director Lavrentiy Barsegian proudly told me about the new results of the museum activity in which some socialist names of the Yerevan's streets were renamed and reconverted to fit the new moral order of the Armenian trauma.

“We have now streets and schools named after the names of the friends of the Armenian nation – Anatoly France, James Bryce. Nobody knows James Bryce in Scotland in his native Edinburgh, but here we remember him in Yerevan and each year on his birthday we put flowers on James Bryce street. Not only streets but also Yerevan's schools have been renamed, one school has recently received its new name of Henri Morgenthau, and another the name of Franz Werfel...”<sup>16</sup>

The postsocialist political regime created a powerful instrument in making a new landscape of memory by transmitting the memory of loss into the body of the modern city, in particular by renaming city streets and administrative institutions. The interesting point in this renaming process is that the restructuring of places of the national memory is conceptualised on a much larger scale than before, namely it occurs beyond the regional and national boundaries. Here I would like to draw attention, as mentioned above, to the increasing emergence of global linkages between the localised loss in Yerevan and the whole world, which today shape the logic of the politics of the memory of loss. We are witnessing a shift to a new form of representation of Armenian loss and death tran-

---

16 Henri Morgenthau (1891–1967) was the US ambassador in Constantinople during WWI and famous for his memoirs “Ambassador Morgenthau's Story”, published as a book in 1918. The work was a damning indictment of Ottoman leaders for their entry into WWI and the Armenian massacres. James Bryce (1838–1922) was a British historian, statesman and professor of law in Oxford. In 1876 he took an explorative trip to mount Ararat, found wood on Great Ararat and entitled the book about his adventure in Transcaucasia and Ararat, which was published in 1878. Franz Werfel (1890–1945) was an Austrian writer of Jewish origin. He is known for his famous novel “Forty Days of Mus Dagh” about the drama of the Armenians, published in 1933. The book was first translated into Russian and Armenian at the beginning of the 1960s.

scending ethnic and national regional boundaries by including famous international names into the pantheon of Armenian beliefs.

Paradoxically, the transfer of relics in the form of soil to the homeland, transnational reburials, and the repatriation of dead bodies across borders seem to be constitutive forces in the contemporary national project. Between the memorial and the museum there is another political “stage” of reordering of the Armenian loss – a 100-meter-long basalt mourning wall. On one side the visitor sees the engraved names of villages and towns where the Armenian population was killed. On the other side the wall includes 11 small containers with urns symbolising miniature graves of dead prominent persons who contributed to the history of revealing the Armenian genocide. Their names are inscribed on the stone containers in Armenian and English. After the museum was established in 1995 the handfuls of earth were taken from different graves in different places of the world and transferred to the Yerevan Museum of Genocide. Among the names of the “reburied” persons we find the prominent names of the Austrian Franz Werfel, the German Armin Wegner, the British James Bryce, the American Henry Morgenthau.

“Armin Wegner was in Yerevan in 1987. He said that after his death he wants to be buried here on the hill. In 1997 his son Misha brought the urn with the earth from his grave. Have you seen our mourning wall? We buried the urn of Wegner inside of this wall... Similarly, we took the soil from the cemeteries of Johannes Lepsius, Anatole France, and Lord James Bryce and brought it here, because they belong to the 11 friends of the Armenian people. The last reburial was made with an Arab lawyer, who in 1916 wrote a book about Armenian pogroms and in doing so helped the Armenian people to survive...,” the director of the museum explained to me.

This aspect of memorialising acts in post-Soviet Armenia has a logic and meaning similar to the case of “repatriated dead bodies” in Eastern Europe<sup>17</sup> in terms of return of “cultural treasure” to its proper national homeland.<sup>18</sup> The practice of transferring the soil from personal graves of non-Armenians with significant symbolic capital, as well as the above-

17 K. Verdery, *The Political Life of Dead Bodies. Reburial and Postsocialist Change*, New York 1999.

18 Levon Abrahamian mentioned the case of symbolic “return” of famous diaspora Armenians dead abroad, such as the ceremony of reburial of Andranik, the Armenian national hero during the first Armenian Republic 1918–1920, who died in Paris. See L. Abrahamian, *Borba s pamyatnikami i pamyaty v postsovetском prostranstve (na primere Armenii)*, in: *Acta Slavica Iaponica* (2003), Tomus XX, Sapporo, pp. 25–49.

mentioned practice of renaming the city streets, indicate the changing frame of Armenian politics of memory and its representation. This change does not necessarily produce strong emotional sentiments of personal or ethnic death, but by bestowing a new social status of “friend” to a foreigner it creates a new genealogy of Armenian suffering. Like displaced lost ancestors, they are worshipped and “returned” to the localised site of remembering and in that sense we observe how Armenians convert an ethnic notion of loss and death into a global memory of forgotten human loss.

“Among the friends of the Armenian people we have an Estonian mother Boel, who organised an orphanage for Armenian children expelled from Western Armenia in Aleppo. Once I visited Aleppo and met a person who introduced himself as a pupil of the mother Boel. For a long time we could not find her grave in Aleppo. Later we discovered that she was buried in Germany, so we sent our colleague to Germany and he brought the earth from her grave to Tsitsernakaberd.”

At the same time the process of converting the local and ethnic notion of tragedy into global loss through the transfer of soil from remote cemeteries in Europe, the US or the Middle East to Yerevan’s holy place involves the acts of “domestication” which mark the arrival of “ancestors” and the dramaturgy of each transaction. According to the museum director, the Armenian church was invited to each reburial ceremony. During this ceremony the head of the Armenian church *catalicos* consecrated the newly arrived earth in the miniature graves inside of the mourning wall according to traditional Armenian funeral rites. The Jewish, Catholic and even Moslem religious backgrounds of the dead persons play no role in the new displaced memorial life. The ability to give non-Armenians the status of “Armenian treasures” is tied to the idea initiated by the state authorities that they represent bodies of the persons who have contributed something very significant to the national history.

## Conclusion

Remembering the lost territory and making history public at the museum with the help of the visual materialisation show a specific significance in the representation of the modern Armenian identity. The changes in the meaning of commemorations of Armenian loss lie in the emergence of a new set of visualised and emotionalised objects of evidence of expulsion, which is related to the ideas of moral compensation and global responsibility. Unlike previous commemorative practices, the museum brings powerful media for the vivid expression of collective belonging

to one specific moral community – the descendents of victims. My description of this here brought out a twofold shift in the representations of Armenian loss, a political one from “forgotten” to “remembered” that started in the mid-1960s with the spontaneous movement from below during Khrushchev’s political thaw, and a spatial one – from “local” to “transnational” forms of memorialisation. The new tradition is obviously linked not only to the rapid transformation of the political and social order, but also to the rapid transnationalisation of the politics of identity with the growing quantity and quality of the ways in which the Republic of Armenia is connected with diasporic Armenian communities in the US. New actors, such as the formerly forbidden diasporic organisations, religious leaders, and visible “returnees” who visit the Armenian homeland, enable the framing of the Armenian loss in a global context. What I want to stress here is the changed space of acts of remembrance where the notion of a “shared memory” of collective death is articulated on a broader scale, resignifying transnational borders of memory. The new form of memorialisation radically modifies the past, in particular the tabooed moments of the past, and is re-described in order to shape the moral landscape of a common future for all Armenians both in the homeland and in the diaspora. This revitalisation of the past takes many forms and serves many purposes, ranging from personal, fragmentary recall, to hidden nostalgic de-contextualised longing for what is lost, to the strategic use of the past to reshape the national present and future in the global age.

## Ort und Raum. Funktionsmechanismen und Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften

Unter dem Titel „Die Ökumene der Historiker“ veröffentlichte der inzwischen verstorbene Kieler Historiker Karl Dietrich Erdmann im Jahre 1987 eine richtungweisende und heute noch Gültigkeit besitzende Geschichte der Internationalen Historikerkongresse.<sup>1</sup> Der Autor, der selbst lange Jahre Präsident des Internationalen Komitees der Geschichtswissenschaften war, erörterte in seinem Werk nicht, warum er den Begriff der „Ökumene“ gewählt hatte. Dem Leser suggerierte er damit jedoch, dass es eine Art internationale Gemeinschaft der Historiker gibt, eine nationen-, staaten- und schulenübergreifende Einheit, die ungeachtet aller denkbaren und möglichen Meinungsverschiedenheiten besteht und im Bewusstsein der Geschichtswissenschaftler verankert ist.

Was Erdmann als Ökumene bezeichnet hatte, kann man problemlos als sogenannte *scientific community* identifizieren, eine besondere Form der spezialisierten Gemeinschaft. Der Begriff beinhaltet, dass eine überschaubare Anzahl an Menschen, die durch eine bestimmte Gemeinsamkeit und einen spezifischen sprachlichen Code verbunden sind – wie hier im Rahmen eines von allen Mitgliedern ausgeübten Berufes oder einer gemeinsamen Tätigkeit –, eine Gemeinschaft bilden. Wesentlich für diese spezialisierten Gemeinschaften ist ihre Transnationalität bzw. Transstaatlichkeit: die Gruppenmitglieder sind Menschen ganz unterschiedlicher nationaler Herkunft, die oftmals nicht durch direkten Kontakt miteinander verbunden und sich einander nicht bekannt sind. Was die Mitglieder teilen, ist eine gemeinsame Eigenschaft, die nicht nur wissenschaftlicher Art sein kann: spezialisierte transnationale Gemeinschaften können ebenso aus Frauen bestehen, aus Krankenpflegern oder Umweltaktivisten. Ausschlaggebend ist, dass diese Gruppen sich über diese spezielle Eigenschaft definieren. Zusätzliche persönliche Identifikationen – eine weibliche Umweltaktivistin, ein umweltengagierter Krankenpfleger – scheinen keine Rolle zu spielen. Dies gilt ebenso für

---

1 K. D. Erdmann, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques, Göttingen 1987.

die Zugehörigkeit zu einem Staat, einer Nation oder einer Kultur. Von Belang ist lediglich der Referenzhorizont der spezialisierten transnationalen Gemeinschaft: ein Beruf, ein Hobby oder ein Persönlichkeitsmerkmal.<sup>2</sup> Wo aber ist eine solche Gruppe anzusiedeln, wenn sie nicht *einem* Staat oder *einer* Nation zuzuordnen ist? Die in der Gruppe stattfindenden Interaktionen wie gegenseitige Wahrnehmung, Diskussion und der Ablauf von Austauschprozessen scheinen aller geographisch-örtlicher Zuschreibungen und Referenzen enthoben zu sein. Denn obwohl es auch verortbare Handlungen der Gruppe gibt, z. B. in Form von persönlichen Treffen, sind andere kommunikative Prozesse nicht mit einem festlegbaren Ort verknüpft. Dennoch konstituieren auch diese Handlungen die Gruppe: Eine transnationale spezialisierte Gemeinschaft besteht nicht nur während persönlicher Kontakte von Angesicht zu Angesicht. Es wird im Folgenden argumentiert, dass sie vielmehr einen dauerhaft bestehenden Raum darstellt, der als „Gehäuse“ und Bezugspunkt der komplexen Beziehungen einer solchen Gemeinschaft fungiert. Spezialisierte transnationale Gemeinschaften bilden Räume, die zwar nicht geographisch verortet werden können, aber einen ideellen Referenzhorizont für die Akteure bilden.

Wie aber muss man sich dort kulturelle Austauschprozesse vorstellen? Im Gegensatz zur Idee eines transnationalen Raumes werden klassische Kulturtransfers als verortet, d. h. als geographisch lokalisierbar verstanden: sie finden zwischen Regionen und Ländern statt und gelten daher als territorialisiert. Zudem wird meist von einem geographischen Referenzhorizont der Transferakteure ausgegangen, die sich als Teil einer Region oder eines (National-)Staates sehen. Kulturtransfer wird also in erster Linie als in abgrenzbaren Räumen stattfindendes Phänomen operationalisiert.<sup>3</sup> Auch andere Konzepte interkultureller Bezie-

---

2 Hingewiesen sei hier explizit auf die Unterscheidung von spezialisierten und allgemeinen transnationalen Gemeinschaften. Insbesondere Migranten gelten als typische transnationale Gemeinschaft, die aber klassischerweise in zwei Kulturräumen, dem Herkunfts- und dem Ankunftsland des Migranten, verortet wird. Migranten könnten dann als spezialisierte transnationale Gemeinschaft verstanden werden, wenn sie sich auch als Gemeinschaft von Migranten verstehen – z. B. in einer Organisation, die Migranteninteressen vertritt –, nicht aber in Betonung ihrer Nationalität, z. B. Franzosen senegalesischer Herkunft.

3 So kürzlich wieder auf dem ersten europäischen Kongress der Globalhistoriker 2005 in Leipzig, auf dem Michel Espagne den Begriff des Kulturtransfers „als eine Dynamik, ein[en] Austausch von Kulturgütern zwischen Kulturräumen“ festlegte: vgl. den Tagungsbericht von M. Hidvegi, First European Congress of World and Global History – Panel 7: Transfers Culturels und Cultural Encounters, <http://geschichte-transnational.clio-online.net/tagungsberichte/id=993&>

hungen und Austauschprozesse wie die der *entangled history*,<sup>4</sup> der *histoire croisée*,<sup>5</sup> der *transstaatlichen Räume*<sup>6</sup> und des *transnational space*<sup>7</sup> arbeiten mit territorialisierten Analyseeinheiten. Staaten- und nationenübergreifende Beziehungen werden oft gleichgesetzt mit Translokalisierung. Es ist daher zu fragen, welche Bedeutung örtlichen Zuschreibungen in spezialisierten transnationalen – räumlichen – Gemeinschaften noch zukommt; wo Austauschprozesse stattfinden, wenn begrenzte Kulturräume als Analyseeinheiten wegfallen, und wer als Vermittler operiert.

Die folgenden Überlegungen sollen zeigen, dass das klassische Paradigma der Verortung von Transfer bei Austauschprozessen in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften zwar nicht außer Kraft gesetzt ist: die Nation spielt als Referenzhorizont auch in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften eine bedeutende Rolle. Dort stattfindende Austauschhandlungen können jedoch nicht als Prozess zwischen zwei Kulturräumen verstanden werden. Vielmehr nehmen sie unter Beteiligung vielfacher Einflüsse den Weg über den gemeinsamen, als Vermittlungsinstanz fungierenden transnationalen Raum. Auf Basis der Analyse von Funktionsmechanismen in der *scientific community* als besonderer Form der spezialisierten transnationalen Gemeinschaft und dem Fall des deutschen „Aufrufs der 93“ von 1914 soll zunächst noch einmal deutlich gemacht werden, dass sie einen auf ihre spezielle Identifikation ausgerichteten Raum darstellt. Es wird daraufhin argumentiert, dass die Funktionsmechanismen – Regel- und Interessengeleitetheit – auch die Austauschprozesse bestimmen und charakterisieren. Schließlich wird anhand der vorhergegangenen Überlegungen auf die Anwendbarkeit des Transferbegriffes für spezialisierte transnationale Gemeinschaften eingegangen.

---

count=66&recno=17&sort=datum&order=down&segment=16 (Stand 29. August 2006).

- 4 Einen Überblick über die Ideen der Verflechtungsgeschichte liefern S. Conrad/S. Randeria, Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: Dies. (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 9-49, hier insbesondere S. 17-22.
- 5 M. Werner/B. Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), H. 4, S. 607-636.
- 6 T. Faist, Grenzen überschreiten. Das Konzept Transstaatliche Räume und seine Anwendungen, in: Ders. (Hrsg.), *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*, Bielefeld 2000, S. 9-56.
- 7 P. Jackson/P. Crang/C. Dwyer, Introduction. The Spaces of Transnationality, in: Dies. (Hrsg.), *Transnational Spaces*, London, New York 2004, S. 1-23.

## Regeln und Interessen als Funktionsprinzipien spezialisierter transnationaler Gruppen

Der Begriff der *scientific community* bezeichnet nach gängigem Verständnis die Gesamtheit aller Wissenschaftler eines Landes, eines Kontinents oder der gesamten Welt, insbesondere aber die Vertreter einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin.<sup>8</sup> Der Begriff impliziert zudem zweierlei: zum einen die institutionelle Organisiertheit der wissenschaftlichen Teildisziplin und ihrer Mitglieder u. a. durch Verbände, Fachzeitschriften und Kongresse. Zum anderen handelt es sich um eine „imagined community“, zu der die Mitglieder im Sinne von Benedict Andersons Konzept eine identitäre Bindung haben und die Teil ihres persönlichen Selbstverständnisses und ihrer individuellen Identität ist.<sup>9</sup>

Eine *scientific community* ist im Wesentlichen durch zwei Eigenschaften gekennzeichnet: Sie ist, *erstens*, regelgeleitet. Es ist herausgearbeitet worden, dass *scientific communities* „Kommunikationsgemeinschaften mit von den Mitgliedern verinnerlichten Normen und Wertvorstellungen“ sind.<sup>10</sup> Diese Normen gelten für die wissenschaftliche Arbeit und schaffen Verbindlichkeit in Fragen der Forschungsfelder, der wissenschaftlichen Methodik und Kommunikation sowie der innergemeinschaftlichen Zusammenarbeit.<sup>11</sup> *Zweitens* agieren *scientific communities* und ihre Mitglieder ziel- und interessengeleitet. Die vordergründigen, unmittelbaren Ziele und Interessen der Wissenschaftler wie wissenschaftliche Erkenntnis und Forschungsergebnisse lassen sich dabei auf ein langfristiges Augenmerk jedes einzelnen Gemeinschaftsmitgliedes kondensieren: Reputation, Anerkennung oder gemäß Pierre Bourdieu „scientific authority“, eine Form sozialen Kapitals, die wiederum in andere Kapitalformen umgewandelt werden kann. Nach Bour-

---

8 H.-H. Lanfermann, „Scientific community“ und Schulbildung, in: Universität Jena (Hrsg.), *Wissenschaft und Schulbildung*, Jena 1991, S. 26-35, hier S. 30.

9 E. Fuchs, *Wissenschaftsinternationalismus in Kriegs- und Krisenzeiten. Zur Rolle der USA bei der Reorganisation der internationalen scientific community, 1914–1925*, in: R. Jessen/J. Vogel (Hrsg.), *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte*, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 263-284, hier S. 265; zum ursprünglich auf die Entwicklung des Nationalstaatsgedankens bezogenen Konzept der „imagined communities“ siehe B. Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, Rev. Ed., London, New York 1991.

10 Lanfermann, „Scientific community“ und Schulbildung (Anm. 8), S. 33.

11 Unter dem Begriff des „Paradigma“ zusammengefasst bei Thomas Kuhn, vgl. S. Jacobs, *Scientific Community: Formulations and Critique of a Sociological Motif*, in: *The British Journal of Sociology* 38 (1987), H. 2, S. 266-276, hier S. 270 ff.

dieu geht es demnach in einer wissenschaftlichen Gemeinschaft nicht nur um die Suche nach der „true idea“, also der wissenschaftlichen Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Diese dient in Bourdieus Argumentation lediglich als Vehikel zum Erlangen des wahren Gewünschten, nämlich sozialen Kapitals.<sup>12</sup> Sowohl Bourdieus als auch anderen Modellen der scientific community ist dabei zugrunde gelegt, dass wissenschaftliche Erkenntnis, d. h. die „Kapitalanlage“ jedes Wissenschaftlers, zunächst der Anerkennung bedarf. Aufgrund der relativen Autonomie einer scientific community gegenüber ihrer Umwelt kann diese Anerkennung nur von anderen Gruppenmitgliedern ausgesprochen werden, die anhand des in der Gruppe akzeptierten Normen- und Wertesystems die Forschungsleistungen eines Kollegen in Form von Besprechungen, Einladungen und Möglichkeiten zur Veröffentlichung positiv oder negativ bewerten.

Wie bestimmend Regeln und Interessen auf die Mechanismen einer scientific community wirken können, zeigte sich, als am 4. Oktober 1914, kurz nach Beginn des Ersten Weltkrieges, 93 deutsche Künstler und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen ihren Aufruf „An die Kulturwelt!“ veröffentlichten, in welchem u. a. die deutsche Kriegsschuld, die Verletzung der Neutralität Belgiens und die Missachtung des Völkerrechts durch deutsche Soldaten vehement abgestritten wurden. Dem zu trauriger Berühmtheit gelangten Manifest wird einhellig zugeschrieben, das Ansehen der deutschen Wissenschaft bis in die Grundfesten erschüttert zu haben.<sup>13</sup> Der Erste Weltkrieg gilt als das Schlüsselergebnis im Zusammenbruch der internationalen Gelehrtengemeinschaft bis weit in das Jahrhundert hinein.

Zahlreiche Reaktionen auf den Aufruf griffen diesen scharf an und stellten die Leistungen der deutschen Wissenschaft in Abrede. So hoben vor allem französische Zeitungen die Bedeutung der eigenen nationalen Wissenschaft hervor, belegten die deutsche Wissenschaft gleichzeitig

---

12 P. Bourdieu, *The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason*, in: *Social Science Information* 14 (1975), H. 6, S. 19-47, hier S. 21; hingewiesen sei hier auf die gegenteilige Auffassung bei Fukuyama, demzufolge die berufliche Anerkennung und nicht materielle Werte im Vordergrund stehen, vgl. M. Burrage, *Why Do Professionals Behave The Way They Do?*, in: R. Björk (Hrsg.), *Societies Made up of History: Essays in Historiography, Intellectual History, Professionalisation, Historical Social Theory and Proto-Industrialisation*, Edsbruk 1996, S. 131-146, hier S. 138.

13 B. vom Brocke, ‚Wissenschaft und Militarismus‘. Der Aufruf der 93 ‚An die Kulturwelt!‘ und der Zusammenbruch der internationalen Gelehrtenrepublik im Ersten Weltkrieg, in: W. M. Calder /H. Flashar/T. Lindken (Hrsg.), *Wilamowitz nach 50 Jahren*, Darmstadt 1985, S. 649-719.

mit Häme und dem Vorwurf, sich fremde wissenschaftliche Errungenschaften angeeignet zu haben. Nachdem noch kurz nach Kriegsbeginn britische Professoren den Wunsch geäußert hatten, auch weiterhin freundschaftlich mit ihren deutschen Kollegen zusammenzuarbeiten, und ihre Bewunderung für die Forschungsleistungen des nunmehrigen Kriegsgegners zum Ausdruck gebracht hatten, gab es bald auch in Großbritannien Reaktionen ähnlich den französischen. Zumindest in Teilen aber blieb die britische Anerkennung der deutschen Gelehrtenwelt auch nach dem Aufruf der 93 aufrecht erhalten. Ganz offenbar bestand eine gewisse Ambivalenz hinsichtlich der Frage, wie mit den feindlichen Wissenschaftlern institutionell zu verfahren sei. Die Pariser *Académie des Inscriptions et Belles Lettres* und die *Académie des Sciences* schlossen im Februar 1915 die Unterzeichner des Aufrufs aus, ebenso verfuhr die *Chemical Society* in London.<sup>14</sup> Die *Royal Society* und die *British Academy* dagegen gingen diesen Weg nicht, sondern beließen die deutschen Mitglieder in ihren Reihen.

Was aber führte zu den teils von tiefer Verachtung zeugenden, teils weiterhin Anerkennung bekundenden Reaktionen auf den Aufruf der 93, und was ist daraus für unsere Vorstellung von spezialisierten transnationalen Gemeinschaften abzuleiten? Die Auseinandersetzung zwischen den Wissenschaftlern hatte ihre Ursache nicht in der allgemeinen Kriegssituation, wie zunächst vermutet werden könnte. 1914, lange bevor die Deutschen begannen, einen Gaskrieg zu führen, galten sie als respektable Gegner und der Krieg an sich als ehrenrührig für jeden Teilnehmenden. Die Begründung für die Reaktionen der Briten und Franzosen ist allein auf wissenschaftlicher Ebene zu finden. Die deutschen Wissenschaftler machten sich in der scientific community deshalb unmöglich, weil sie mit dem von ihnen veröffentlichten Aufruf die Regeln, Werte und Normen der Gemeinschaft verletzt hatten, und zwar in dreierlei Hinsicht: *Erstens* hatten die Unterzeichner die Regeln wissenschaftlichen Arbeitens verletzt, indem u. a. ein basaler Wissenskonsens negiert wurde, der allen auch nur in Maßen am Kriegsgeschehen Interessierten nicht entgangen sein konnte. Denn der Aufruf beschönigte und leugnete deutsche, faktisch nachweisbare Kriegshandlungen wie die Verletzung der Neutralität Belgiens und die Zerstörung Leuwens. Die Verwunde-

---

14 Zu den deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen während des Ersten Weltkrieges und danach siehe P. Schöttler, Geschichtsschreibung in einer Trümmerwelt. Reaktionen französischer Historiker auf die deutsche Historiographie während und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Ders./P. Veit/M. Werner (Hrsg.), *Plurales Deutschland – Allemagne Plurielle*, Göttingen 1999, S. 296-313.

rung der Gegenseite über die Negierung von Tatsachen fand auch in der Reaktion auf einen Aufmarsch von Professoren 1914 in Leipzig Ausdruck. Vertreter des Seminars für Protestantische Theologie in Montauban/ Frankreich äußerten ihr Erstaunen darüber, dass bis dahin hoch angesehene Wissenschaftler „die elementarsten Regeln wissenschaftlicher Kritik und Geschichtsforschung verkennen.“<sup>15</sup> *Zweitens* musste der Aufruf nicht-deutschen Wissenschaftlern deshalb aufstoßen, weil er quasi einen Führungsanspruch der deutschen Wissenschaft erhob und damit das ungeschriebene Gesetz der Wissenschaften missachtete, Anerkennung der eigenen Arbeit über das kompetente Urteil der Kollegen zu erlangen. *Drittens* hatten die Deutschen den Ehrenkodex der scientific community verletzt: ausgerechnet deutsche Wissenschaftler, deren Universitäten im Ausland als die freiesten und unabhängigsten galten, hatten sich die Blöße gegeben, sich offen und nahezu einstimmig hinter eine zu alledem unwürdige Angelegenheit ihres Landes zu stellen. Zwar begaben sich auch zahlreiche Wissenschaftler anderer Länder in den Dienst der nationalen Kriegsmaschinerie; so arbeiteten z. B. britische Historiker in den Propagandaabteilungen ihrer Regierung. Sie taten dies aber nach eigener Auffassung in weit geringerer Zahl, äußerten sich nicht öffentlich in einem anmaßenden Papier und hielten ihr Tun für ehrenhaft – immerhin arbeiteten sie für die Verteidigung ihres Landes.<sup>16</sup>

Indem die deutschen Gelehrten aber die Regeln des Wissenschaftsbetriebes verletzten, gefährdeten sie auch die Interessen ihrer Kollegen aus dem Ausland. Auch hierin ist ein Grund dafür zu sehen, dass nicht-deutsche Wissenschaftler den Ausruf der 93 nicht einfach hinnehmen konnten. Denn wo Regelverletzungen in der scientific community stattfinden, fallen sie nicht nur auf den Verursacher zurück, sondern betreffen alle Mitglieder. Die scientific community lebt von der Anerkennung durch ihre Umwelt, die auf dem Vertrauen auf das Spezialistenwissen der Gelehrten und auf verlässliche Ergebnisse beruht. Regelverletzungen gefährden diese Anerkennung, da der Ruf der gesamten scientific community auf dem Spiel steht. Des weiteren sind es gerade diese Regeln, die die wissenschaftliche Gemeinschaft zu einem großen Teil erst konstituieren. Ohne deren Aufrechterhaltung fehlt ihr ein wesentliches

---

15 vom Brocke, ‚Wissenschaft und Militarismus‘ (Anm. 13), S. 667.

16 K. Robbins, *History, Historians and Twentieth-Century British Public Life*, in: H. Boockmann/K. Jürgensen (Hrsg.), *Nachdenken über Geschichte. Beiträge aus der Ökumene der Historiker*. In memoriam Karl Dietrich Erdmann, Neumünster 1991, S. 397-408, dazu auch S. Wallace, *War and the Image of Germany. British Academics 1914-1918*, Edinburgh 1988, darin insbesondere das Kapitel „Historians and the War“, S. 58-73.

Merkmal der Abgrenzung gegenüber der Umwelt und somit auch ein Stück Legitimation.

### Regeln und Interessen als Funktionsprinzipien von Austauschprozessen

Trotz der Heftigkeit der Auseinandersetzungen im Ersten Weltkrieg war für die wissenschaftliche Gemeinde also weiterhin die Wissenschaftlichkeit der Arbeit und nicht die Tagespolitik bestimmend. Die Identifikation mit der *scientific community* stand bei den Historikern gegenüber der Identifikation mit dem Heimatland offenbar weiterhin im Vordergrund. Es wird bereits hier deutlich, dass wissenschaftliche Beziehungen nicht als direkte Verbindung zwischen A und B zu verstehen sind. Zum einen sind stets mehrere Teilnehmer involviert – in Reaktion auf den Aufruf meldeten sich nicht nur britische Wissenschaftler zu Wort. Zum anderen wirken die Regeln und Interessen der *scientific community* als Folie, über die die Kommunikationsprozesse der Gruppe verlaufen. Sie sind Teil des Raums, in dem die Beziehungen der wissenschaftlichen Gemeinschaft ablaufen.

Aufgrund der Stabilität der wissenschaftlichen Funktionsmechanismen kann davon ausgegangen werden, dass sie auch für die Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften das grundlegende Raster bilden. Dafür spricht auch die prinzipielle Ähnlichkeit der Grundlagen der wissenschaftlichen Gemeinschaft auf der einen und der von Austauschprozessen auf der anderen Seite; die für letztere notwendigen internationalen Beziehungen sind bereits wesentliche Voraussetzungen für den Betrieb der *scientific community*. Dieser Argumentation folgend sind Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften ebenso wie die Handlungen in der *scientific community*, *erstens*, interessengeleitet. Um Reputation oder, um Bourdieus Kategorie zu benutzen, soziales Kapital zu erlangen, ist es für das einzelne Mitglied der Gemeinschaft unabdingbar, in einen internationalen Arbeitszusammenhang integriert zu sein, der ein „normatives Postulat“ von Wissenserzeugung und Wissensaustausch ist.<sup>17</sup> Wie bereits oben beschrieben, hat ein Forschungsergebnis also dann keinen Wert, wenn es nicht durch die internationale Wissenschaftsgemeinde anerkannt ist. Unter dieser Prämisse finden auch Kommunikation und Transfer in der transnationalen Gemeinschaft statt: Wissenschaftler stellen dort ihre Ergebnisse vor, um sie zu legitimieren. Gleichzeitig erhalten sie dafür im Idealfall eine Gegenleistung, die sich nicht nur in Anerken-

---

17 Fuchs, Wissenschaftsinternationalismus (Anm. 9), S. 265.

nung des Geleisteten ausdrückt, sondern auch neueste Informationen, Hinweise und Veröffentlichungen beinhaltet, von denen wiederum für die eigene Arbeit profitiert werden kann.

Spezialisierte transnationale Gruppen sind zudem, *zweitens*, regelgeleitet. Sie erlauben offenbar immer nur einen Transfer des Sag- und Denkbaren. Thomas Kuhns Modell der Wissenschaftsgemeinde zufolge geht es immer darum, ein bestimmtes Paradigma einzuhalten, welches die normative Grundlage der Arbeit in der scientific community bildet. Neuen Ideen und Theorien wird sehr skeptisch begegnet, sodass Wissenschaftler, die von dem vorherrschenden Paradigma zu stark abweichen, in die Isolation oder dazu gezwungen werden, sich einer anderen Gruppe anzuschließen – beides Vorgänge, die mit einem Kapitalverlust einhergehen. Dieser Mechanismus begegnete uns bereits beim Aufruf der 93. Auch dort wurde der Versuch der Deutschen, unter Abstreitung evidenter Tatsachen einen gemeinsamen Wissenskonsens – das Völkerrecht, die Verletzung der Neutralität Belgiens – zu überwinden, zumindest von Teilen der Gruppe „geahndet“. In Kuhns Argumentation stellt dies einen Sicherungsmechanismus dar, der verhindern soll, dass „Fremde“ allzu leicht in die Gemeinschaft eindringen. Stattdessen werden Ergebnisse gefördert, die auf Grundlage der Regeln, Werte, Normen und inhaltlichen Paradigmen der Gemeinschaft entstanden sind. Wissenschaftlichen Neuerungen wird so der Zugang zum Wissenskonsens erschwert.

Diesen Voraussetzungen entspricht z. B. auch die Selektion des zu transferierenden Gutes. Die Gruppe wählt für den Transfer nur solche Informationen, Ergebnisse, Theorien und Paradigmen aus, die den innergemeinschaftlichen Regeln entsprechen. Zwar ist es jedem einzelnen Wissenschaftler freigestellt, der transnationalen Gemeinschaft auch ein „Produkt“ anzubieten, welches mit den allgemeinen Normen nicht konform geht. Zum einen aber werden seine Kollegen das Produkt mit hoher Wahrscheinlichkeit ablehnen; nach anfänglicher Prüfung wird in einem solchen Fall die Leistung des Wissenschaftlers nicht in das gemeinsame Paradigma und den kollektiven Wissenskonsens aufgenommen. Zum anderen wird der Wissenschaftler im Vorhinein selbst abwägen, was er der Gruppe anbieten möchte, um einen drohenden Ansehensverlust zu vermeiden. In beiden Fällen wirkt die scientific community selbst-regulativ und diszipliniert auf den Markt der möglichen Transferprodukte. Neues wird lediglich bei entsprechender Nachfrage selektiert, wie am Beispiel der niederländischen Geschichtswissenschaft deutlich wird. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert hatte man dort mit Interesse auf den deutschen Nachbarn geschaut. Erst

1876 aber schrieb man das Humboldtsche Universitätsideal für die Niederlande fest, und nicht früher als 1908 startete Johan Huizinga die erste Initiative überhaupt, einen Lehrstuhl für Geschichte einzurichten. Bis dahin hatte man für eine geschichtswissenschaftliche Betätigung in den Niederlanden keinen Bedarf empfunden. Jede tiefer gehende Auseinandersetzung mit der niederländischen Vergangenheit, so befürchtete man, gefährde den Fortbestand der Integration des katholischen Teils der Bevölkerung in den Gesamtstaat.<sup>18</sup>

### Transnationaler Wissenschaftsraum und nationale Referenzpunkte

Deutlich wird hier, dass das selektierte Produkt letztendlich in einen nationalen Kontext aufgenommen wird, wo es wahrscheinlich eine Anpassungsleistung erbringen muss: Zwar ist die jeweilige nationale scientific community Teil der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft. Das „importierte“ Gut aus der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft kann also nicht, wie für Transfers häufig angenommen wird, beliebig in den eigenen Kontext eingearbeitet werden, sondern muss nach wie vor die Maßgaben der Wissenschaftlichkeit erfüllen. Andererseits aber ist immer auch von einer spezifischen Prägung der nationalen Wissenschaftsgemeinde auszugehen. Denn trotz aller transnational gültigen Regeln werden Forschungsthemen national spezifisch gewählt und betreiben Menschen verschiedener nationaler Herkunft Wissenschaft. Themen und Akteure aber sind immer historisch und kulturell bedingt und somit einzigartig.<sup>19</sup> Selbst in internationalisierten und standardisierten, „exakten“ Formalwissenschaften wie der Mathematik oder Physik wird von einem nationalen spezifischen Umgang mit Ergebnissen und Forschungsmethoden ausgegangen. Obwohl das in diesen Fächern erlangte Wissen internationale Gültigkeit hat, Formeln, Beweise, Rechenwege und deren Ergebnisse überprüfbar und meist alternativlos sind, gibt es auch hier unterschiedliche Interpretationsleistungen.

Einen Sonderfall stellen diesbezüglich aber sicher die Geschichtswissenschaften dar. Hier werden nicht nur das Geschehene und die es

---

18 C. Strupp, Die Organisation historischer Lehre und Forschung in den Niederlanden bis 1940, in: M. Middell/G. Lingelbach/F. Hadler (Hrsg.), Historische Institute im internationalen Vergleich, Leipzig 2001, S. 199-220.

19 P. Wagner, Varieties of Interpretations of Modernity: On National Traditions in Sociology and the Other Social Sciences, in: C. Charle/J. Schriewer/P. Wagner (Hrsg.), Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities, Frankfurt a. M./New York 2004, S. 27-51.

umgebenden Fakten dargestellt, die nachprüfbar für jeden im Archiv ruhen. Geschichte wird immer auch erzählt, entlang gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, kulturell spezifisch und daher von jedem der Wissenschaftler auf eine andere Art und Weise. Historisches Denken ist nationalstaatlich geprägt. Nicht nur gingen die Professionalisierung und die Internationalisierung der Geschichtswissenschaften mit dem Entstehen des Nationalstaates einher, waren also die Entwicklung eines historiographischen Selbstverständnisses und die Formierung des Berufsstandes untrennbar mit dem Nationalstaat verbunden.<sup>20</sup> Wie am deutschen Beispiel immer wieder deutlich wird, wurde die Historiographie zudem auch herangezogen, um eine Legitimationsdienstleistung für den Staat zu erbringen. Selbst bei einem gegenteiligen Beispiel wie den Niederlanden, wo man sich, wie bereits erwähnt, lange scheute, eine Nationalgeschichte zu schreiben, zeigt sich, welchen Einfluss der Staat selbst als stummer Faktor auf die Wissensproduktion haben kann. Insofern verfügten Historiker immer auch über weniger Autonomie gegenüber ihrer Umwelt als andere scientific communities. Die nationale Verankerung der Geschichtswissenschaften aber wirkt sich auch auf die internationale Historikergemeinschaft aus. Denn was Historiker in diese einbringen, sind ihre nationalen Denkstile und ein eigener interpretativer Ansatz der Geschichte. Nicht nur der Empfänger, sondern auch der Sender des Transfergegenstandes ist also deutlich in den nationalen Wissensgemeinschaften auszumachen.

Es zeigt sich daher, dass spezialisierte transnationale Räume wie z. B. scientific communities und die darin stattfindenden Austauschprozesse keineswegs jeglichen nationalen Bezugsrahmens enthoben sind. Zwar ist nur in Sonderfällen wie der Geschichtswissenschaft, zumal der in Deutschland, eine Fachdisziplin so eng mit dem Staat verbunden und wird die Referenz an die Nation auf eine so markante Weise deutlich. Generell aber wird Wissenschaft unter kulturell und historisch geprägten – also national bestimmten – Paradigmen betrieben. Diese waren auch in der Diskussion um den Aufruf der 93 aufeinander geprallt. Was die internationale scientific community der Historiker verband, war das Ideal der „Objektivität“. Auch – oder gerade – deutsche Historiker hatten sich dieser wissenschaftlichen Norm verschrieben, versahen sie aber im Gegensatz zu Geschichtswissenschaftlern anderer Länder mit einem

---

20 Allgemein zur Verbindung von Wissenschaft und Nationalstaat siehe P. Wagner, Introduction to Part I, in: C. Charle/J. Schriewer/P. Wagner (Hrsg.), *Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities*, Frankfurt a. M./New York 2004, S. 17-25, hier S. 18 f.

staatslegitimatorischen Zweck.<sup>21</sup> Zu keinem Zeitpunkt wurde diese Verbindung mit der Politik so deutlich wie bei der Veröffentlichung des staatstreuen Pamphlets der deutschen Wissenschaftler; nie zuvor war derart plakativ das Objektivitätsideal gebrochen worden.

Deutlich wird hier jedoch noch einmal die Räumlichkeit spezialisierter transnationaler Gemeinschaften: Ebenso wie die meisten anderen Fachdisziplinen sahen sich die Historiker als Erben eines gemeinsamen europäischen Wissenschaftsideals und einer europäischen Gelehrtenrepublik, die durchaus als „Ursprung“ der scientific communities betrachtet werden könnte, zumindest aber als eines der originären Konstituenten der modernen internationalen Wissenschaftsgemeinde fungierte. Dieses Erbe galt es in Form von Regeln und Normen zu bewahren; gleichzeitig aber ließ es innerhalb dieses Rahmens gewisse national spezifische Ausformungen des Wissenschaftsbetriebes zu.<sup>22</sup> In Übereinstimmung mit dieser Idee eines vor-nationalen historischen Wissenschaftsraums gehen Feldtheorien wie die von Bourdieu davon aus, dass nationale scientific communities Ausdehnungen („extensions“) eines durch Regeln strukturierten Feldes sind und von in diesem Feld agierenden Akteuren hergestellt und geformt werden.<sup>23</sup> Die transnationale Gemeinschaft entsteht also nicht aus dem Zusammenwirken von nationalen Feldern, vielmehr muss sie als der Ausgangspunkt betrachtet werden, von dem aus sich nationale „Ableger“ entwickeln. Zu dieser Herangehensweise gehört die Annahme, dass die Akteure Elemente eines externen, d. h. außerhalb des nationalen Feldes liegenden Diskurses – hier dem der transnationalen Gemeinschaft – importieren, um so ihre eigene Stellung im nationalen Feld, sprich: in der nationalen Wissenschaftsgemeinschaft, zu verbessern.<sup>24</sup>

Vom Standpunkt der Interessengeleitetheit wissenschaftlicher Arbeit impliziert dieses Modell eine Vorrangstellung der nationalen gegenüber der transnationalen scientific community im Streben des Einzelnen nach wissenschaftlicher Anerkennung und also sozialem Kapital.

---

21 B. Stuchtey/P. Wende, Introduction: Towards a Comparative History of Anglo-German Historiographical Traditions and Transfers, in: Dies. (Hrsg.), *British and German Historiography. 1750–1950. Traditions, Perceptions, Transfers*, Oxford 2000, S. 1–24, hier S. 21.

22 J. Jurt, Das wissenschaftliche Paradigma des Kulturtransfers, in: G. Berger/F. Sick (Hrsg.), *Französisch-deutscher Kulturtransfer im Ancien Régime*, Tübingen 2002, S. 15–38, hier S. 22 in Verweis auf Christophe Charle.

23 Wagner, *Varieties of Interpretations of Modernity* (Anm. 19), S. 36.

24 Jurt, Das wissenschaftliche Paradigma des Kulturtransfers (Anm. 22), S. 23 in Verweis auf Werner und Espagne; Wagner, *Varieties of Interpretations of Modernity* (Anm. 19), S. 36.

Indem die internationale Wissenschaftsgemeinde lediglich als Markt figuriert ist, aus dem sich die Wissenschaftler zur Stärkung ihrer nationalen Reputation bedienen, wird der internationale Bezugsrahmen in seiner Bedeutung unweigerlich hinter den nationalen zurückgesetzt. In Einklang damit steht, dass die Sozialisation als Wissenschaftler gemeinhin als Zweitsozialisation hinter jener der nationalen Identität rangiert.<sup>25</sup> Das vermag eventuell auch zu erhellen, was deutsche Wissenschaftler zur Unterzeichnung des Aufrufes bewog. Deren rasche Positionierung zugunsten des Aufrufs lässt sich eben nicht nur damit erklären, dass viele überstürzt und ohne genaue Kenntnis des Papiers ihre Zustimmung gaben. Vielmehr schienen die Reputation und das soziale Kapital, das der Schulterschluss der Wissenschaftler mit der deutschen Sache mit sich brachte, letztendlich von größerer Bedeutung gewesen zu sein als die internationale wissenschaftliche Harmonie. Aus demselben Beweggrund heraus erklärt sich möglicherweise auch das Verhalten der *Royal Historical Society (RHS)*, dem britischen Historikerverband, zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Während des gesamten Krieges hatte die RHS nichts unternommen, um ihre deutschen Mitglieder oder die anderer feindlicher Staaten aus ihren Reihen auszuschließen. Noch 1917 finden sich unter den 27 sogenannten *corresponding members* der Gesellschaft sechs deutsche Professoren.<sup>26</sup> Vierzehn deutsche Bibliotheken waren Subskribenten der *Transactions*, der jährlichen Berichte der RHS über ihre Tätigkeit. 1918 aber wandelte sich dieses Bild. Die Frage der „Enemy-Members“ sei gründlich durchdacht worden, hieß es nun im *Report of the Council*. Zusammen mit der *Royal Society*, die bis zu diesem Zeitpunkt ebenfalls keine Ausschlüsse vorgenommen hatte, und einigen anderen Gelehrtenvereinigungen, habe man einen gemeinsamen Standpunkt einnehmen wollen.

„It has seemed to *them* imperative that the names of Corresponding Members of German and Hungarian nationality [...] should be removed, unless such members have dissociated themselves explicitly from the late political and military action of their countries. The time may return

25 W. van Rossum, *The Community Structure of Science*, in: J. Farkas (Hrsg.), *Sociology of Science and Research*, Budapest 1979, S. 275-288.

26 Wilhelm Busch (Marburg), Alexander Cartellieri (Jena), Felix Liebermann (Berlin), Arnold Oskar Meyer (Rostock), W. Michael (Freiburg i.Br.), W. Schäfer (Berlin); andere Länder mit *corresponding members* bei der RHS waren die USA (6 Mitglieder), Frankreich (4), Belgien (3), die Niederlande (1), Polen (1), Ungarn (1), Österreich (1), Italien (1), Spanien (1), Portugal (1) und Südafrika (1). Vgl. *Report of the Council, Session 1916-1917*, in: *Transactions of the Royal Historical Society, Fourth Series 1 (1918)*, S. 292 u. 296 f.

when the learned world can be re-united upon a basis of common interest in a common civilisation, but not yet."<sup>27</sup>

Alle deutschen Bibliotheken wurden zudem vom Bezug der *Transactions* ausgeschlossen. Erst für das Jahr 1924 finden sie sich wieder auf der entsprechenden Liste des Jahresberichtes, 1930 gab es erstmals wieder deutsche *corresponding members*. Insbesondere der Verweis darauf, dass der Ursprung der Idee, feindliche Mitglieder auszuschließen, nicht von der RHS selbst kam, sondern von der *Royal Society*, der britischen Akademie der Wissenschaften, zeigt, dass die RHS sich einem enormen Druck ausgesetzt gesehen haben muss, sich der gängigen Politik anzuschließen. Offenbar hätte ein Alleingang einen enormen Imageverlust in der nationalen Wissenschaftsgemeinschaft bedeutet. Dass in diesem Fall ausschließlich politisch argumentiert wird – mit den erwähnten politischen und militärischen deutschen Aktionen ist offenbar die Rückkehr zum uneingeschränkten U-Boot-Krieg vom 1. Februar 1917 gemeint – ließe sich dabei als Zusammenbruch der internationalen wissenschaftlichen Gemeinde werten. Genau wie der Gaskrieg stellte die Torpedierung von Handelsschiffen, zumal auch solcher von neutralen Staaten, die Ehrenhaftigkeit der deutschen Kriegsführung massiv in Frage. Offenbar verlor an diesem Punkt das bis dahin einigend wirkende Band der Wissenschaftlichkeit seine Bedeutung.

Aus der nationalen scientific community wird also dann auf die „Produkte“ oder „Leistungen“ der transnationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft zugegriffen, wenn damit Interessen befriedigt werden können. Diese bestehen zum einen in der Erhöhung des sozialen Kapitals in der nationalen Wissenschaftsgemeinde, wo immer eine gewisse Vielfalt an Meinungen existiert. Der „Import“ von Diskurselementen bietet hier dem einzelnen Wissenschaftler die Möglichkeit, sich in der heimischen scientific community zu profilieren und seine Position zu stärken. Insbesondere in der Wissenschaft dienen internationale Wissensbezüge dazu, das persönliche Prestige zu steigern. Zum anderen heißt Interesse Bedarfsdeckung und Krisenbewältigung. Einerseits kann auf den internationalen Wissensbestand zurückgegriffen werden, um Unzulänglichkeiten der eigenen Wissensproduktion auszugleichen. Als Beispiel sei hier die Übernahme eines Theoriemodells genannt, das den Umgang mit bestimmten historischen Phänomenen erleichtert oder erst möglich macht. Andererseits besteht die Option der Negativperzeption oder des Negativtransfers: wie die Geschichte der Wahrnehmung der

---

27 Report of the Council, Session 1917-18, in: Transactions of the Royal Historical Society, Fourth Series 2 (1919), S. 203. Hervorhebung durch die Autorin.

deutschen Geschichtswissenschaft in den Niederlanden gezeigt hat, führt die Auseinandersetzung mit fremden Artefakten nicht automatisch zum Transfer. Vielmehr diente das deutsche Beispiel dazu, die eigene Position – d. h. den Verzicht auf eine institutionalisierte Historiographie – beizubehalten. In beiden Fällen dienen Wahrnehmung und Austausch der Lösung einer Krise. Erst wenn Unsicherheit über das eigene Handeln entsteht, wendet man sich nach außen. Folge dieses Kontaktes mit dem Anderen ist entweder die Aufnahme des Fremden oder die Stärkung des Eigenen. Der Erste Weltkrieg stellte zweifellos solch eine Krise dar; die politischen und militärischen Auseinandersetzungen, die mit dem Aufruf der 93 auch an eine wissenschaftliche Front getragen worden waren, verunsicherten die Wissenschaftler beider Seiten zutiefst. Da die Integration fremder Elemente – in diesem Falle also die Akzeptanz gegnerischer Argumentation – mit großer Wahrscheinlichkeit zur Vernichtung des Eigenen geführt hätte, blieb nur die Abgrenzung nach außen und der Rückzug auf den nationalen Identifikationshintergrund oder aber die Eröffnung neuer Räume des Austauschs: Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg beförderte die wissenschaftliche Kooperation unter den Alliierten, besiegelte den Verlust der deutschen Vormachtstellung in der Wissenschaft und markierte den Beginn der amerikanischen Dominanz in der Wissenschaft.

### Praktikabilität des Transferbegriffes

Im Gegensatz zu „herkömmlichen“ Kulturtransfers können Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften nicht als geradlinige Übertragungsprozesse zwischen geographisch verortbaren, territorialisierten Räumen beschrieben werden. Zwar ist auch die Kulturtransferanalyse davon abgekommen, Transferprozesse als mehr oder weniger reziproke bilaterale Abläufe zu verstehen. Vielmehr ist man zu der Überzeugung gelangt, dass jede Kultur nur als Ergebnis einer Vielfalt von kulturellen Beziehungen erfasst werden kann. Transfer in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften ist jedoch schwerlich an wenigen abgrenz- und lokalisierbaren Räumen festzumachen. Da die transnationale Gemeinschaft nur als Summe zum einen aus in der historischen europäischen Gelehrtenrepublik gewachsenen Normen und Werten, zum anderen aus dem transnational erarbeiteten Wissenskanon besteht, sie also ein Konglomerat an nationalen Beiträgen darstellt, ist der dortige Transfer nicht als Prozess von A nach B denkbar, sondern – über den „Umweg“ der transnationalen Gemeinschaft – nur unter Einbeziehung der zahlreichen Einflüsse aller an der scientific community betei-

ligten Akteure. Zwar sind nationale scientific communities als Sende- und Empfängerkulturen ohne weiteres auszumachen. Die transnationale Gemeinschaft stellt aber immer einen zusätzlichen, nicht territorialisierbaren Raum dar, der Teil der persönlichen Identität des Wissenschaftlers ist. Er fungiert als Zwischenstation im Transferprozess und nimmt somit die klassische Vermittlerrolle ein. Diese wird im transnationalen Raum nicht von einem einzelnen Träger wie einem Händler, Reisenden usw. übernommen, auch wenn über persönliche Kontakte Wissenselemente durchaus direkt ausgetauscht werden. Ausschlaggebend ist, dass auch diesen direkten Kontakten die Anerkennung des Transfergutes durch die wissenschaftliche Gemeinschaft vorausgeht. In transnationalen Gemeinschaften überschreitet ein Produkt nicht auf direktem Wege eine Grenze. Vielmehr zirkuliert es im transnationalen Raum, bevor ein Empfänger zeitlich versetzt darauf zugreift. In diesem Sinne handelt es sich im Gegensatz zu klassischen Transfervorstellungen auch nicht um einen unmittelbaren, direkten Kulturkontakt. Außer im persönlichen Aufeinandertreffen findet keine ungefilterte Begegnung der Kulturen statt, sondern sie erfolgt über den transnationalen Vermittlungsraum.

Der Begriff des „Transfers“ ist für diese Art kulturellen Austausches also eher ungeeignet, da es sich bei spezialisierten transnationalen Gemeinschaften um „komplexe interkulturelle Räume und Sphären“ und „kulturelle Kontakt- und Interferenzzonen“ handelt.<sup>28</sup> Aufgegriffen wird diese Herangehensweise von den Konzepten des *transkulturellen Raums*<sup>29</sup> und des *transnational space*,<sup>30</sup> die grenzüberschreitende Netzwerke von Personen und Kollektiven beschreiben. *Transkulturelle Räume*, so wird argumentiert, gründen auf dem Austausch von Informationen und Gütern; sie können somit wie scientific communities als interessengetrieben gedacht werden. Eine Möglichkeit ihrer Ausprägung sind sogenannte *issue networks*, die sich durch gemeinsame Werte, eine geteilte Sprache sowie den Austausch von Dienstleistungen und Informationen auszeichnen. Spezialisierte transnationale Gemeinschaften ließen sich hier also problemlos einordnen. Einschränkend auf die Anwendbarkeit des Konzepts des transkulturellen Raumes auf scientific communities ist jedoch die explizite Betonung der „Pluri-Lokalität“ transkultureller Beziehungen. Aufbauend auf der Analyse von Migrati-

---

28 H.-J. Lüsebrink, Kulturtransfer – neuere Forschungsansätze zu einem interdisziplinären Problemfeld der Kulturwissenschaften, in: H. Mitterbauer/K. Scherke (Hrsg.), *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*, Wien 2005, S. 23-41, hier S. 27.

29 Faist, *Grenzen überschreiten* (Anm. 6).

30 Jackson/Crang/Dwyer, *Introduction* (Anm. 7).

onsbewegungen setzt es Akteure voraus, deren Referenzhorizont zwei Kulturen sind, zwischen denen sie sich im Wortsinn bewegt haben oder noch bewegen. Scientific communities dagegen erfüllen diese Bedingung nicht. Zum einen konstituieren sie sich aus dem Zusammenspiel eines Vielfachen an nationalen Einflüssen, lassen sich also nicht auf zwei Referenzpunkte begrenzen, zum anderen befindet sich unter diesen Referenzpunkten nur eine Nationalkultur, während der zweite Bezugspunkt die Wissenschaftsgemeinde ist, eine nicht verortbare Einheit.

Das Konzept des *transnational space* hebt im Gegensatz zu dem des transkulturellen Raumes die Bedeutung von Räumlichkeit hervor. Während die Verortung transnationaler sozialer Beziehungen immer einen zumindest zeitweisen Aufenthalt der Akteure an lokalisierbaren Punkten voraussetzt, ermöglicht die Idee des *transnational space* das imaginäre „Sein“ im Anderen, ohne dass ein körperliches Sich-Bewegen zu diesem Anderen vonnöten wäre. Daraus folgt ein extensives Verständnis von transnationalen Räumen: der Genuss von Speisen, die nicht der eigenen Kultur entstammen, gilt bereits als Beispiel von Transnationalität. Gleiches ließe sich auf wissenschaftliche Gemeinschaften übertragen: Wahrnehmung des Anderen, Austauschprozesse und das Handeln gemäß gruppenpezifischer Werte und Normen sind Beispiele transnationalen Agierens ohne persönlichen Kontakt. Zwar werden transnationale Räume wiederum oft anhand ihrer Relation zum Nationalstaat operationalisiert: Migration und internationale Unternehmen sind auch hier ein beliebtes Analyseobjekt. Anders als der „Ort“ ermöglicht die Untersuchung des „Raumes“ aber die Einbeziehung komplexer *gedachter* Bindungen. Nur so können spezialisierte transnationale Gemeinschaften erfasst werden.

## Fazit

Spezialisierte transnationale Gemeinschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie einen nicht lokalisierbaren Raum darstellen, der durch gemeinsam ausgehandelte Regeln und die Interessen der Gruppenmitglieder hergestellt wird. Dieser Raum bestimmt die Funktionsmechanismen der Gemeinschaft, indem er den in der Gruppe stattfindenden Handlungen als Raster vorgeschaltet ist und so kommunikative Prozesse und wissenschaftlichen Austausch gestaltet. Dennoch sind nationale Bezugspunkte auch in transnationalen Gemeinschaften von großer Bedeutung. Sie fungieren als Identifikationsrahmen der beteiligten Akteure sowie Ausgangs- und Endpunkt von Austauschprozessen.

---

## Buchbesprechungen

**Robert Rollinger/Christoph Ulf (Hrsg.): Commerce and Monetary Systems in the Ancient World. Means of Transmission and Cultural Interactions (= Proceedings of the 5<sup>th</sup> Annual Symposium of the Assyrian and Babylonia Intellectual Heritage Project, held in Innsbruck, Austria, October 3<sup>rd</sup>-8<sup>th</sup> 2002; Melammu Symposia V. Oriens et Occidens, Bd. 5), Wiesbaden: Franz Steiner 2004, 561 S.**

Das Hauptziel des Melammu-Projekts, dem im Oktober 2002 in Innsbruck der inzwischen 5. Internationale Kongress gewidmet wurde, besteht nach den Worten *Robert Rollingers* („Introductionary Note“) in der Analyse der „diffusion and transformation of the cultural heritage of the Ancient Near East“. Ein ehrgeiziges Ziel!

Insgesamt enthält der Tagungsband nicht weniger als 32 Beiträge, die den zeitlichen Rahmen vom Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. (*Piotr Steinkeller*) bis in das 12. Jh. n. Chr. (*Fabio Martelli*) spannen. Der Schwerpunkt liegt auf der Zeit der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr., während Aussagen zum 2. Jahrtausend v. Chr. – von vereinzelt Bemerkungen abgesehen – gänzlich fehlen. Auch beschränken sich einige Beiträge nicht auf das The-

ma Wirtschaft, sondern berühren es allenfalls am Rande. Dass das Gesamtbild, das sich nach der Lektüre der verschiedenen Beiträge ergibt, eher einem Vexierbild als einem Bauplan ähnelt, versteht sich daher fast von selbst. Immerhin haben sich die Hrsg. bemüht, neben einer chronologischen Ordnung die Beiträge auch nach sachlichen Gesichtspunkten zu rubrizieren.

Im ersten Abschnitt („Wirtschaftstheorie“) sind drei überwiegend theoretische Beiträge vorangesellt, die einen methodischen Zugang zum Thema ermöglichen sollen. Gemeinsam scheint allen zu sein, dass sie auf der einen Seite eine gewisse Vertrautheit mit modernen ökonomischen Modellen und Theorien für sinnvoll, ja sogar für notwendig erachten, auf der anderen Seite aber auch die singuläre Situation der Wirtschaft im Altertum herausstreichen. *Engelbert Theul* diskutiert in seinem Beitrag „Konkurrierende Theorien der Geldentstehung. Einige Überlegungen zur Vereinbarkeit“ verschiedene Erklärungsmodelle für die Entstehung und Entwicklung von Geld und favorisiert die Position der Reziprozität zwischen Kultur und Wirtschaft („Cultural Reciprocity“). *Marc Van De Mieroop* („Economic Theories and the Ancient Near East“) betont die

Reichhaltigkeit der Quellen zur Wirtschaftsgeschichte des Nahen Ostens und empfiehlt in überzeugender Manier einen pragmatischen, aber nicht gänzlich unideologischen und unmethodischen Zugang zu diesen Quellen. Mit dem Oxymoron „Modern Ancients“ nimmt auch *Morris Silver* gegen die weit verbreitete Ansicht Stellung, dass moderne ökonomische Theorien nichts zur Erklärung der Mechanismen des Handels im Altertum beitragen können und illustriert dies an einigen ausgewählten Beispielen.

Der 2. Abschnitt „Mesopotamien im 3. Jahrtausend“ besteht ausschließlich aus dem Aufsatz von *Piotr Steinkeller* („Toward a Definition of Private Economic Activity in Third Millenium Babylonia“). Dieser stellt für die Zeit von 2100–2000 v. Chr. (der 3. Dynastie von Ur) die privaten Aktivitäten auf dem ökonomischen Sektor dar. *Steinkeller* sieht diese Aktivitäten als komplementär zu den staatlichen an und lehnt trotz der Existenz marktähnlicher Vorgänge die Bezeichnung „market economy“ für diese Zeit ab.

Der 3. Abschnitt ist dem Thema „Mesopotamien und die Levante in der 1. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr.“ gewidmet. *Michael Jursa* untersucht in seinem Beitrag „Grundzüge der Wirtschaftsformen Babyloniens im ersten Jahrtausend v. Chr.“ den Fernhandel als Medium des Kulturaustauschs zwischen Südmesopotamien und dem östlichen Mittelmeergebiet. Am Schluss steht das vorsichtig formulierte

Ergebnis, dass wohl trotz regelmäßiger Handelskontakte andere Kulturträger – etwa mobile Gelehrte – eine größere Bedeutung als die Fernhändler beim Kulturtransfer hatten.

Weniger um ökonomische als um interkulturelle Fragen geht es in dem Beitrag „Twin Towns and Ethnic Minorities in First-Millennium Babylonia“, in dem *Muhammad Dandamayev* die Beziehungen zwischen Babyloniern und Angehörigen anderer Ethnien untersucht. Die recht reichhaltigen Quellen lassen einen starken Assimilationsprozess bei der Integration fremder Bevölkerungsgruppen in Babylonien, aber auch eine gewisse Dynamik erahnen, etwa wenn in spätbabylonischer Zeit das Aramäische sogar zur Sprache der einheimischen Bevölkerung wurde. *Karen Radner* („Assyrische Handelspolitik. Die Symbiose mit unabhängigen Handelszentren und ihre Kontrolle durch Assyrien“) stellt die grundsätzlich plausible These auf, dass Assyrien gezielt einzelne Warenumschlagsplätze außerhalb des eigenen Reiches förderte, vor allem Karkemiš, die phönikischen Handelsstädte und die babylonischen Zentren. Ob man allerdings ihre weitere Folgerung, dass die Übernahme der direkten Kontrolle über die Seidenstraße ursächlich für den Untergang des assyrischen Reichs war, mittragen kann, erscheint doch eher fraglich. Die geschichtlich ephemere, wenn auch in den homerischen Epen weiterlebende Rolle des mykenischen Königtums

streicht *Günther Kopcke* in seinem Beitrag „Mycenean Kingship. A Speculative View“ zu Recht heraus.

Auch der 4. Abschnitt, „Griechische Archaik“, besteht nur aus einem Beitrag. *David Tandy* bespricht in „Trade and Commerce in Archilochos, Sappho, and Alkaios“ die Rolle des Handels, wie er in der frühgriechischen Lyrik aufscheint. Deutlich wird dabei, dass die Konkurrenz nicht nur zwischen den verschiedenen Poleis, sondern auch zwischen anderen Gruppierungen und Individuen groß war.

Abschnitt 5 enthält zwei Beiträge zu den „Wirtschaftstheorien in Anwendung auf die Klassische Antike“. *Kurt A. Raaflaub* („Archaic Greek Aristocrats as Carriers of Cultural Interactions“) untersucht die Rolle von griechischen Adeligen (Söldneroffizieren, Spezialisten, Händlern, Kolonisten, Seeräubern, Abenteurern) als „Träger kultureller Ideen“ zwischen dem archaischen Griechenland und dem Nahen Osten und streicht v. a. die Notwendigkeit von sozialem Prestige und Ansehen heraus. Sein Aufsatz ist eine interessante Ergänzung zu den Ergebnissen *Jurasas*.

In ihrem Beitrag „Zur Aktualität der Wirtschaftsanthropologie Karl Polanyis“ zeigt *Astrid Möller* die Möglichkeiten und Grenzen seiner idealtypischen Wirtschaftstheorie auf. Anhand ihres Fallbeispiels (Naukratis als „Port-of-Trade“) lässt sie den Erkenntnisgewinn deutlich werden, den Polanyis Ansatz für eine kulturalisti-

sche Wirtschaftsgeschichte bieten kann.

Kapitel 6 ist dem Thema „Levante, Ägypten und die Ägäis in der 1. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr.“ gewidmet. *Michael Sommer* („Die Peripherie als Zentrum. Die Phöniker und der interkontinentale Fernhandel im Weltsystem der Eisenzeit“) erstellt aus den wenigen vorhandenen Quellen eine Liste der gehandelten Waren und zieht daraus Folgerungen über Fertigungsprozesse, Absatzmärkte und Strategien der phönikischen Kaufleute. Zu ähnlichen Schlüssen über die eminent wichtige Rolle der Phöniker als Träger und Vermittler von kulturellem Wissen, technischen Innovationen, städtischem Lebensstil etc. gelangt auch *Hans Georg Niemeyer* („Die Phoenicians and the Birth of a Multinational Mediterranean Society“). *Nancy Diamonds* Beitrag „Iron Age Cyprus. Recent Finds and Interpretative Strategies“ hat zum Ziel, die archäologischen Funde von Idalion und Amathus im Hinblick auf die Frage der Kontinuität bzw. Diskontinuität von Kommunen der späten Bronzezeit im Übergang zu jüngeren Epochen auszuwerten. Ihre Analyse favorisiert – in Abgrenzung zu anderen Ansichten in jüngerer Zeit – die These der Kontinuität zypriotischer organisierter Gemeinschaften. Vergleichende Betrachtungen zur „Sklaverei in der homerischen und altorientalischen Welt“ bietet *Ingomar Weilers* Aufsatz. Anhand von vier grundsätzlichen Aspekten (der Sklave als halber Mensch; die

Freilassung; die Sklavenflucht; das Lösegeld) arbeitet er Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus.

Der 7. Abschnitt enthält Beiträge über „Hellas und Achämeniden, Parther, Sasaniden und Rom“. *Josef Wiesehöfer* („Persien, der faszinierende Feind der Griechen. Gütertausch und Kulturtransfer in achaimenidischer Zeit“) wendet sich zu Recht gegen ein verbreitetes Stereotyp – dass zwischen Persien und Griechenland fast ausschließlich kriegerische Beziehungen bestanden hätten – und betont demgegenüber die zahlreichen kulturellen und insbesondere materiellen Beziehungen zwischen beiden Völkern. *Burkhard Meißner* („Über Modelle antiker Geldverkehrssysteme“) unternimmt den Versuch, der von vielen Forschern mit Skepsis betrachteten Hypothese, die antike Geldwirtschaft in Form von (auch quantifizierenden!) Modellen beschreiben zu können, neue Geltung zu verschaffen. Seiner Meinung nach ließe sich zeigen, „daß es bei aller Hypothetik lohnend sein kann, Funktionen und Qualitäten antiker Wirtschaften anhand von Modellen zu beschreiben.“ Natürlich sind der Modellbildung durch die Quellenlage recht enge Grenzen gesetzt. *Andreas Luther* bringt in seinem Beitrag „Dura-Europos zwischen Palmyra und den Parthern“ gute Gründe für seine Vermutung vor, dass die Kontrolle, die die wichtige Fernhandelsstadt Palmyra über eine Region am Mittleren Euphrat (bei Dura-Europos) ausübte, auf einen Kompromiss zwischen

parthischen, römischen und palmyrenischen Interessen – vielleicht schon nach den Partherkriegen des Trajan (123?) – zurückgeht. Eine eindrucksvolle Materialsammlung legt *Herbert Graßl* in seinem Beitrag „Marktorganisation und Preisbildung in der römischen Kaiserzeit“ vor. Dabei wird das (hauptsächlich durch Diokletians Preisedikt dominierte) Bild vom spätantiken Zwangsstaat zurechtgerückt und das ständige Ringen zwischen marktwirtschaftlichen und dirigistischen Elementen betont. *Andreas Gariboldi* („Royal Ideological Patterns between Seleucid and Parthian Coins“) führt die auffällige Legende „Theopator“ auf parthischen Münzen weniger auf die iranische Königsideologie als vielmehr auf seleukidische Vorbilder und damit auf das Bestreben der Parther zurück, die Dinge für ihre griechischen Untertanen so weit wie möglich beim Alten zu belassen. *Antonio Panainos* Untersuchung („Commerce and Conflicts of Religions in Sasanian Iran between Social Identity and Political Ideology“) kommt zu dem Schluss, dass trotz der Verachtung gegenüber Händlern in der mazdaischen Kirche diese Haltung weder die Handelsaktivitäten noch die Unterstützung des Königs für Handel Treibende behinderte.

Die Beiträge des 8. Abschnitts sind „Speziellen Aspekten“ gewidmet, wobei zumindest der Beiträge von *Levine*, *Schretter* und *De Meis* von allgemeinerem Interesse sind. In einem kurzen Paper „Trade and Coinage on the An-

cient 'Silk Route'" wirft *Richard N. Frye* einige grundsätzliche Fragen auf (z. B. die Vorliebe von Silber gegenüber Gold bei einigen Völkern), die „intended merely as catalyst for young scholars“ (S. 407) seien. *Jaakko Hämeen-Anttila*s Beitrag („A 'New' Source for Late Antique Paganism“) will die Aufmerksamkeit auf einen sehr umfangreichen Text lenken, der im 6. Jh. geschrieben wurde, aber bisher nur in einer arabischen Übersetzung vorliegt. Die „Nabatean Agriculture“ ist im Wesentlichen eine agronomische Schrift, enthält aber auch zahlreiche wertvolle Angaben zur spätantiken Wirtschaft.

*Baruch A. Levine* („Tracing the Biblical Accounting Register. Terminology and the Significance of Quantity“) untersucht die Terminologie, die Aufbereitung und die Organisation von Rechnungsdaten in der Bibel im Verhältnis zu ihrer Verwendung in zahlreichen antiken Sprachen (Hebräisch, Aramäisch, Phönikisch-Punisch, Linear B u. a.). Die dabei aufscheinenden Differenzen führt er wohl zu Recht nicht nur auf linguistische, sondern auch auf mentale Unterschiede zurück.

Der Frage, warum ein assyrischer Gouverneur auf der Rückseite von Steinlöwen am Stadttor von Arslan Tash (Hadattu/ Türkei, am Euphrat) eine dreisprachige Inschrift anbringen ließ, geht *Hannes D. Galter* („Militärgrenze und Euphrathandel. Der sozio-ökonomische Hintergrund der Trilinguen von Arslan Tash“) nach. Er arbei-

tet heraus, dass das multikulturelle Klima der Stadt – geprägt von ihrer Grenznähe und ihrer Bedeutung für den Fernhandel – die Anbringung eines solchen singulären Monuments begünstigte. *Manfred Schretter* („Zur Rolle der altmesopotamischen Schule bei der Gestaltung und überregionalen Verbreitung kultureller Orientierungsmuster“) macht auf darauf aufmerksam, dass die grundsätzliche Züge der altmesopotamischen Schule (vor allem die lexikalischen Listen, die meist bedeutungslosen Schulübungen, die Beschwörungstexte) auch in den Schulen angrenzender Kulturen auftauchen, sie also als Orientierungsmuster gedient haben. Die interessante Folgerung wäre, dass die Schule in diesen Randgebieten wegen ihrer Ausrichtung nach Babylonien nicht der primäre Ort des Kulturtransfers nach Griechenland gewesen ist. *Salvo De Meis* Artikel („Astronomical Reflexes in Ancient Coins“) enthält nicht nur eine wertvolle Auflistung aller antiken Münzen mit astronomischen Motiven, sondern auch eine kritische Rezension ihrer bisherigen – allzu oft phantastischen – Interpretationen.

Die Bemerkungen der griechischen Historiker über die assyrischen und babylonischen Königreiche sind das Thema von *Reinhold Bichler* („Some Observations on the Image of the Assyrian and Babylonian Kingdoms within the Greek Tradition“). Überzeugend weist er nach, dass sogar Berossos (wie schon seine Vor-

gänger Herodot und Ktesias) stark auf die Erwartungen seiner griechischen bzw. makedonischen Leser Rücksicht zu nehmen hatte. Den Versuch des kilikisch-armenischen Königs Toros II., im 12. Jh. das „Heilige Land“ zu kolonisieren, stellt *Fabio Martellis* Aufsatz „Il progetto di colonizzazione Armena dell Terra Santa nell ‘eta’ di T’oros II“ ausführlich vor.

Um die Ergebnisse zusammenzufassen: Der voluminöse Band belegt eindrucksvoll drei Dinge: zum einen, dass Wirtschaftsgeschichte sich besonders gut für interdisziplinäre Forschung eignet; zum zweiten, dass das Potenzial der altorientalischen Quellen in dieser Hinsicht immer noch unterschätzt wird; und zum dritten, dass moderne wirtschaftstheoretische Überlegungen durchaus nutzbringend auf das Altertum angewendet werden können. Relativ viele Beiträge befassen sich explizit oder implizit mit Karl Polanyis Wirtschaftskonzepten (musterbildend hierzu der Beitrag von *Astrid Möller*). Andere wirtschaftstheoretische Überlegungen – etwa von Max Weber oder Josef Schumpeter – sind dagegen nur en passant erwähnt. Hier liegen noch Felder für weitere Forschungen brach. Die Mittel, sie zu bestellen, hat der vorliegende Band aufgezeigt.

Klaus Geus

**Ann Hughes: *Gangraena and the Struggle for the English Revolution*, Oxford: Oxford University Press 2004, 482 S.**

**Ronald Hutton: *Debates in Stuart History*, Houndmills/ Basingstoke: Palgrave Macmillan 2004, 239 S.**

**Allan I. Macinnes: *The British Revolution, 1629-1660* (= *British Studies Series*), Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan 2005, 335 S.**

Als Einführung für Studenten und Lehrer ist der Band „Debates in Stuart History“ von *Ronald Hutton* gedacht. Zum Teil handelt es sich dabei um Überarbeitungen von bereits in anderen Büchern erschienenen Beiträgen. Der erste Essay ist der Beitrag „Revisionism“, der ein an den Universitäten der Vereinigten Staaten, Kanadas und Großbritanniens aufgetretenes Phänomen, die seit den 1970er Jahren in Teilen der Geschichtswissenschaft vorgedrungene Revision vor allem der britischen Geschichte zwischen 1500 und 1800, diskutiert. Konzentrierten sich die Revisionsversuche anfangs auf die Historiographie der frühen Stuartzeit, so kamen bald weitere Themen hinzu, so die Reformation in England, d. h. die Zeit der Tudorherrschaft. Im Revisionismus sieht *Hutton* ein Produkt veränderter gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse, die in der Ausweitung des Universitätsstudiums in Westeuropa und Nordamerika in den 1950er und 1960er Jahren zum Ausdruck kamen. Die gestiegene

Anzahl der Fachhistoriker machte eine Vervielfachung unterschiedlicher Standpunkte ebenso wie die Reduzierung des Einflusses einiger hervorragender Gelehrter bei der Vergabe von Stellen möglich, was Unabhängigkeit unter den Jüngeren förderte. Ein weiterer Punkt ist das, was *Hutton* eine „archival revolution“ nennt, das außerordentliche Wachstum der in Großbritannien von regionalen Archiven in der Nachkriegszeit gehaltenen Sammlungen. Historikern stand damit eine vorher nicht gekannte Menge an unveröffentlichtem Quellenmaterial zur Verfügung, was die Ausarbeitung bereits angedachter Forschungsvorhaben auf einer breiteren Quellengrundlage ermöglichte.

Die Erweiterung der Quellenbestände, die Ausdehnung der höheren Bildung und eine Werterverschiebung in den 1960er Jahren macht *Hutton* für Veränderungen der akademischen Arbeit, was Quantität und Qualität betrifft, verantwortlich.

Peter Lakes, Johann P. Sommervilles und David Cannadines Einschätzung des Revisionismus als einem Produkt derselben politisch-ideologischen Konjunktur, die auch den Thatcherismus hervorbrachte, stimmt *Hutton* in der vorgebrachten Form nicht zu. Er sieht im Revisionismus keine Reaktion – wie es der Thatcherismus war – auf radikale libertäre Bewegungen der 1060er Jahre, sondern eines ihrer Produkte. Das gelingt *Hutton* allerdings nur durch die Verneinung der Tatsache eines

stark konservativen und traditionell politikgeschichtlichen Grundzugs der revisionistischen Forschung (denn was ist „The Civil War was now viewed firmly as the product of short-term political problems“, S. 16) anderes als eine eng gefasste, politikgeschichtliche Herangehensweise?), aus deren Reihen sich erst in einer späteren Phase einzelne Historiker kulturgeschichtlichen Fragen zuwandten. Widerspruch fanden revisionistische Ansätze aus einer Gruppe Historiker in den 1980er Jahren, zu der *Hutton* u. a. Sommerville, David Underdown und *Ann Hughes* zählt. Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Themen und Traditionen bemängelten diese Wissenschaftler die unzureichende Berücksichtigung ideologischer, kultureller und sozialer Faktoren bei der Formierung der revolutionären Konfrontation in der ersten Hälfte des 17. Jh.s durch die Revisionisten.

Zu den Eigenheiten der britischen Geschichtsdebatten gehört auf Grund der starken historischen Bindungen der Staaten und der personellen Verflechtung und Interaktion der akademischen Gemeinschaften sowohl die Beteiligung von US-amerikanischen Historikern, die meist selbst auf dem kontrovers behandelten Forschungsgebiet tätig sind, wie auch die Verarbeitung und Einbeziehung von in den USA entwickelten Ideen durch (oft in den USA tätige) britische Wissenschaftler. In den USA wurde die Geschichtsforschung vielfach in einer Auseinan-

dersetzung mit einem englischen bzw. britischen Erbe betrieben; die Kämpfe zwischen Krone und Parlament, die Konflikte um die Religion im England des 17. Jhs waren entscheidend für das Selbstbild der amerikanischen Geschichtswissenschaftler und die Sinnhaftigkeit der historischen Darstellung, bis es in den 1980er Jahren zu einer Wandlung kam. Nun wurde dieses weiße, protestantische und angelsächsisch geprägte Selbstbild als einschränkend, elitär und trennend attackiert – eine multikulturell orientierte Identität der US-Amerikaner trat zunehmend an dessen Stelle. Die USA sollen demnach ein globaler Mikrokosmos sein, der das Ideal der Einheit vieler nationaler Traditionen verkörpert.

Die anfänglich starke Beteiligung von US-amerikanischen Historikern, die das englische Erbe nur noch als einen unter mehreren Traditionssträngen behandelten, beeinflusste die britische Debatte; eine in der Folgezeit stärkere Konzentration der Revisionismus-Kontroverse auf britische Universitäten und der Widerhall in der britischen Presse wurde von einer zunehmenden, eher der britischen Tradition entsprechenden Suche nach Verbindungen zwischen sozialen und politischen Entwicklungen begleitet (*Hutton* ordnet das amerikanische Interesse als ein stärker verfassungsgeschichtlich orientiertes ein). Auch die vormals an ökonomischen Erklärungen historischer Ereignisse interessierten Wissenschaftler favorisieren

mittlerweile eine Interpretation auf der Grundlage einer Analyse kultureller Kräfte, was die britische Debatte wieder stärker an nationaler Geschichte orientiert. Ursprünglich durch die US-amerikanische Beteiligung zu einem internationalen Ereignis geworden, ist mittlerweile wieder ein stärker britischer Grundzug in der Diskussion hervorgetreten. Zudem ließ die Etablierung revisionistischer Historiker in der Hochschulbildung die Kontroverse inzwischen abklingen.

Weitere Beiträge des Bandes lauten „The Great Civil War“ und „The New Framework for Early Stuart Studies“. Außerdem schreibt *Hutton* über „Oliver Cromwell“, „Charles II“ und „The Glorious Revolution“. In „The Great Civil War“ beschäftigt sich *Hutton* mit der Vorliebe der Revolutionshistoriker für die parlamentarische Seite des Bürgerkriegs. Ansonsten geht es um die Moden des akademischen Betriebs, zu denen die Konzentration auf Fragen der lokalen Vorgänge in den einzelnen Grafschaften in den 1970er Jahren und eine Abwendung der akademischen Geschichtswissenschaft von solchen Fragen in den 1980er Jahren gehören.

Interessante Ergebnisse brachte die seit den 1980er Jahren vorangebrachte Archäologie des Bürgerkriegs; die systematische Ausgrabung von Verteidigungsanlagen gab Aufschluss über die Gründe für Erfolg (Bristol) und Misserfolg (Gloucester) royalistischer Belagerungen feindlicher Städte.

In „The New Framework for Early Stuart Studies“ wendet sich *Hutton* ausführlich der „Einführung“ einer britischen Dimension in das Studium der Konflikte des 17. Jh.s zu. So gab es in den frühen 1990er Jahren eine Tendenz unter Herausgebern und Autoren, ein Kapitel über die britische Dimension oder das britische Problem der konventionellen Behandlung ihrer Themen anzuhängen, wodurch der Eindruck einer Bereicherung der englischen Geschichte durch schottisches und irisches Material entstand.

„By defining a ‘British’ dimension simply as a non-English one, the new historiography threatened to produce an Anglocentricity as crass as the old kind that had ignored the other nations“ (S. 73). Mittlerweile ist die Historiographie flexibler geworden, nutzt verschiedene Herangehensweisen, und eine Perspektive der drei Königreiche (England, Schottland und Irland) für die frühe Zeit der Stuart Herrschaft ist nun Bestandteil der Forschung.

Eine Tendenz bei der Untersuchung der Glorreichen Revolution von 1688/89 ist die Betonung des europäischen Kontextes z. B. in den Arbeiten von Jonathan Israel und Jonathan Scott. Das Eingreifen von Wilhelm von Oranien und seiner Truppen macht diesen Vorgang zu einem niederländischen bzw. europäischen Unternehmen. Andererseits hat auch die Glorreiche Revolution an Bedeutung für die Interpretation der Amerikanischen Revolution verloren, und für

die Identitätsstiftung der Nordamerikaner ist die multikulturelle Orientierung in diesem Zusammenhang ebenfalls wichtiger: „The tendency of Americans to regard the events of 1688 as a vital prerequisite for their own Revolution and War of Independence has waned with the reconstruction of American identity upon a supranational and multicultural basis.“ (S. 193)

Ein Ergebnis revisionistischer Kritik an der älteren Geschichtswissenschaft war die Erforschung der Stuartzeit in ganz Großbritannien statt der hergebrachten Konzentration auf England.

*Allan I. Macinnes* wendet sich gegen einen von ihm festgestellten Trend neo-whiggistischer Geschichtswissenschaft, des „nation building of the Whig tradition“, mit ihrer Insularität, Selbstbeobachtung und der Trennung von inländischer und imperialer Geschichte. Statt dieser von ihm konstatierten anglozentrischen Perspektive möchte *Macinnes* die schottischen und irischen Stränge der Geschichte mit ihren vielfältigen Verbindungen zum Kontinent – also auch den europäischen Kontext – gewürdigt wissen. „The distinctive contributions of Scotland and Ireland must be integrated fully into domestic and imperial history. At the same time, political thought must interact with the political process if the prospect of an integrated British history is ever to be accomplished.“ (S. 2) Neben dem europäischen ist es der transozeanische Kontext, in den er das

britische Geschehen eingebunden sieht; verbinden und vergleichen möchte er aber auch die Entwicklungen in England, Wales, Schottland und Irland.

Die Hervorhebung des europäischen Zusammenhangs der britischen Geschichte ist ein Ergebnis neuerer Entwicklungen, zu denen die Krise der alten nationalstaatlich orientierten Geschichtsschreibung zu zählen ist. Politische Debatten haben ihre Spuren hinterlassen: Der Europäisierungsprozess macht sich bei der Entwicklung dieses Konzepts bemerkbar. Die ebenfalls und gleichzeitig beobachtbare Tendenz zur Regionalisierung – hier sei nur an die Aufwertung des regionalen Faktors durch die Schaffung von Volksvertretungen in Schottland und Wales unter New Labour verwiesen – bietet für Historiker, die den partikularen Aspekt in der Geschichte der Nationen herausarbeiten, den aktuellen Bezug. Den tatsächlich auch vorhandenen Bindungen und Interaktionen zwischen Großbritannien und den Kolonien entspricht die stärkere Betonung der transozeanischen Perspektive.

*Macinnes* strukturiert seinen Text entlang der Wahrnehmung bzw. der Perspektiven der handelnden Personen und Gruppen. Diese sind gegliedert in vier deutlich unterscheidbare und sich auf Abstammungs- und Herkunftsmythen berufende Sichtweisen und Politikbegründungen.

*Macinnes* stellt neben einer „britannischen“, einer schottischen und einer irischen auch eine goti-

sche („gothic“) fest. Unter den ersten drei Sichtweisen, die er auch als imperial, konföderal („confederal“) und assoziiert bezeichnet, versteht der Autor britische Positionen. Mit der gotischen Perspektive meint *Macinnes* eine Sichtweise, die von der Überlegenheit und höchsten Autorität des englischen Parlaments und des common law ausgeht, eine definitiv anglozentrische Herangehensweise also. Die Durchsetzung der Independents gegen ihre presbyterianischen Gegner und royalistischen Feinde in Gesellschaft und Parlament in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre des 17. Jh.s wird bei *Macinnes* zum „Gothic Triumphalism“, und die ersten Jahre der Republik werden zum „Gothic Engagement of 1649–1651“. Ist es sinnvoll, hierfür den Begriff „gothic“ heranzuziehen? Die Bezeichnung ist im genannten Zusammenhang irritierend, wenn nicht ganz und gar falsch. Die Bezeichnung „gothic“ für einen bestimmten Architekturtyp im Mittelalter wurde im 19. Jh. für eine Wiederbelebung entsprechender Bauelemente im Rahmen des „Victorian Gothic“ verwandt, aber auch für einen bereits im 18. Jh. aufgetauchten Literaturtyp der „Gothic Novels“, die eine mittelalterliche Romantik mit Okkultem und Mord- und Gewaltgeschichten entwickelten. Dieser Literaturtyp, auch als Schauerroman bekannt, hat mit dem, was *Macinnes* als „Gothic proponents of English greatness“ im 17. Jh. versteht, vielleicht die Sehnsucht (oder das Streben) nach einer Welt von

Gestern gemein. In der Geschichtswissenschaft ist der Begriff „gothic“ für die von ihm beschriebene Strömung nicht gebräuchlich. Hier wird von der Lehre der ancient constitution gesprochen (man vergleiche die einschlägigen Arbeiten von J. G. A. Pocock, Glenn Burgess oder Johann P. Sommerville).

Generell scheint mir das Konzept einer „gothic perspective“, die nach 1645 triumphierte, zu eng gefasst zu sein: Der Vielfalt radikaler Ideen und Strömungen der Jahre des Bürgerkriegs und der Revolution wird es keinesfalls gerecht. *Macimmes'* Anspruch an eine integrierende, die Beiträge der Schotten und Iren berücksichtigende und den europäischen Kontext und die transozeanischen Verbindungen einbeziehende Frühneuzeitforschung ist hoch, gerecht wird er dem nur in der relativ breiten Behandlung des schottischen Faktors in den Jahren vor 1660, was für die historische Forschung allerdings kein Novum ist. „The British Revolution, 1629–1660“ ist eine weitgehend traditionelle Politikgeschichtsschreibung mit einer recht fragwürdigen „Entdeckung“ einer gotischen Perspektive englischer Revolutionäre.

*Ann Hughes* legt mit „Gangraena and the Struggle for the English Revolution“ eine gründliche Studie zu einem Bestseller der Jahre der Englischen Revolution vor. *Hughes* bezeichnet ihre Untersuchung als „a book about a book“, was vielleichtritisches Understatement ist, kann sie

doch auch viel Erhellendes zum gesellschaftlich-politischen Kontext und zu den Debatten, in die das Buch eingebunden war, beitragen. Tatsächlich handelt es sich um drei Bücher, nämlich die 1646 in London erschienenen drei Teile der *Gangraena*. Der Autor war Thomas Edwards, ein Londoner presbyterianischer Geistlicher, der sich in einem unerbittlichen Kampf mit sektiererischen und gegnerischen Protestanten wühlte. Edwards *Gangraena* diente mehrfach in der historischen Forschung als Quelle für die Untersuchung des Sektenwesens der revolutionären Jahre. Sein Alarmruf wurde vielfach als intolerant, paranoid und hysterisch eingestuft.

*Hughes* legt das Ergebnis von mehr als einem Jahrzehnt Forschung vor und rechtfertigt ihr intensives Studium des Werks als einen Beitrag zur Kulturgeschichte der Englischen Revolution: „Gangraena was probably the most controversial and most influential of all the printed productions of the 1640s, and did more than any other books to polarize parliamentarians as they won the first civil war and agonized over peace“ (S. V).

Neben der Textgeschichte arbeitet *Hughes*, die Wert darauf legt, *Gangraena* stärker als Text, denn als Quelle zu lesen, die vielfältige presbyterianische Debatte der 1640er Jahre auf. Dabei vermeidet sie eine einseitige Einordnung des Presbyterianismus als eine konservative Antwort auf radikalere Kräfte. Zudem untersucht sie das Netz presbyteriani-

scher Verbindungen, Kontakte, und Propaganda in London, das als eine Stadt voll radikaler Strömungen in einer extremen Krise geschildert wird, und sie zeigt die Kommunikation mit und in der Provinz. Gangraena wird untersucht als Mittel der presbyterianischen Meinungsbildung, Debatte und Mobilisierung. Historiker, die die religiös-politischen Kontroversen im revolutionären Lager der 1640er Jahre in England studieren, werden in den nächsten Jahren kaum auf diese genaue und umsichtige Arbeit verzichten können.

Roland Ludwig

**Thomas Fischer/Anneliese Sitarz (Hrsg.): Als Geschäftsmann in Kolumbien (1911–1929). Autobiographische Aufzeichnungen von Hans Sitarz (= Lateinamerika-Studien, Bd. 46), Frankfurt a. M.: Vervuert 2004, 313 S.**

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um den autobiographischen Bericht des 1889 in Wien geborenen Hans Sitarz, der 1911 nach Kolumbien auswanderte, um dort Karriere zu machen. Der Text folgt den verschiedenen Stationen seines erfolgreichen Werdegangs und kann damit als exemplarische Vita eines europäischen Aufsteigers in Übersee gelesen werden, dem, wie er es selbst ausdrückt, seine eigenen Zukunftsmöglichkeiten „um so günstiger erschienen ... je weniger entwickelt ich das Land vor mir sah“ (S. 35). Allerdings,

und dieser Umstand darf bei der Lektüre und kritischen Beurteilung des Textes nicht vergessen werden, schreibt Sitarz aus der Retrospektive: Das von Thomas Fischer und Anneliese Sitarz, der Tochter des Autors, herausgegebene Buch basiert auf einem Manuskript, das Sitarz erst Anfang der 1950er Jahre schrieb. Bei der Niederschrift stützte er sich zwar auf seine damaligen Tagebücher; diese sind allerdings, wie Fischer in seinem Vorwort anmerkt (S. 22), nicht mehr vorhanden. Eine kritische Beurteilung der Veränderung der Wahrnehmung einer Person in zwei sehr verschiedenen Lebensabschnitten sowie der Differenz des privaten zu dem zur Publikation bestimmten Text wird so sehr erschwert. Trotzdem bleibt der Quellenwert dieses Berichts eines Aufstiegs vom einfachen Angestellten einer kleinen Import-/Exportfirma bis zum Generaldirektor einer angesehenen binationalen Bank bemerkenswert.

Sitarz' Schilderung beginnt noch in Stettin, wo ihm der „Überseeische Verein“ als Kontaktpunkt für die Vermittlung einer Stellung in der Firma „Ernst Pehlke“ in Bogotá diene. Da sich schon bald nach der Ankunft in Kolumbien zeigte, dass diese ihm seine Hoffnungen auf ein zügiges Hocharbeiten nicht erfüllen würde, nutzte Sitarz sein schnelles Einleben in die fremde Umgebung auch, um anderweitig nach einer Anstellung Ausschau zu halten. Zwei Jahre nach seiner Ankunft erhielt er schließlich das Angebot, zu der

1912 in Bremen gegründeten Banco Alemán Antioqueño/Deutsche Antioquia Bank in Medellín zu wechseln. Diese Bank, deren Mitbegründer u. a. der selbst 1880 – 1892 in Kolumbien erfolgreiche Geschäftsmann Adolf Held<sup>1</sup> war, wurde in den folgenden Jahren zu einem der größten Finanzinstitute Kolumbiens. *Sitarz*' beruflicher und gesellschaftlicher Aufstieg vollzog sich innerhalb und parallel zu dem der Bank. War er zu Beginn seiner Tätigkeit noch „Mädchen für alles“ (S. 108), so u. a. Kreditbegutachter für Viehzuchtthaciendas, wurde *Sitarz* 1920 mit der Gründung und Leitung einer neuen Filiale in Barranquilla beauftragt. Zwei Jahre später wiederholte er diese Aufgabe in der Stadt Honda und wurde nach einigen Monaten zunächst zum Zweiten Direktor, bald darauf zum Generaldirektor in den kolumbianischen Hauptsitz der Bank in Medellín berufen. Damit hatte *Sitarz* den Höhepunkt seiner Karriere in Kolumbien erreicht, die bis zur freiwilligen Aufgabe des Postens aufgrund interner Meinungsverschiedenheiten und der Abreise aus dem Land Mitte 1929 andauerte. Vor allem für diese letzten Jahre 1923–1929, in denen *Sitarz* innerhalb der Bank seinen größten Einfluss ausübte, enthält der Bericht zahlreiche Informationen über wirtschaftliche und finanzpolitische Entwicklungen in Kolumbien. So beschreibt er aus dem Blickwinkel der Bankinteressen den Verfall der Kaffeepreise und die daraus folgende Liquiditätskri-

se um 1923, den kreditfinanzierten Konjunkturaufschwung ab 1927, der schließlich in die Wirtschaftskrise 1930 mündete, sowie den Nationalisierungsdruck auf die in Kolumbien tätigen Kreditinstitute, der allerdings im Falle der Banco Alemán Antioqueño erst 1942 zu der Umbenennung in Banco Comercial Antioqueño führte.

Durch die vielen Reisen, die Hans *Sitarz* während seines 18 Jahre umfassenden Aufenthaltes in Kolumbien durchführte, kombiniert der Text aber die Elemente der Autobiographie eines erfolgreichen Emigranten mit denen des Reiseberichts. So bietet *Sitarz* dem Leser eine Vielzahl von Eindrücken verschiedener Landesteile, die er zumeist im Auftrag der Bank bereist, aber auch des Lebens sowohl in den Städten als auch auf dem Land. Dabei bewegen sich die Schilderungen der schwierigen kolumbianischen Infrastrukturbedingungen besonders in den ersten Jahren ganz im Rahmen der zahlreichen Reiseberichte des 19. Jh.s.<sup>2</sup> Darüber hinaus stellt *Sitarz*' durch den eigenen Fortschrittsglauben, aber auch durch seine von der Sichtweise der kolumbianischen Eliten geprägte Wahrnehmung ein eindrucksvolles Beispiel für die regionalen kolumbianischen Mythen der fleißigen weißen *antioqueños*, ausschweifend feiernden Bewohnern der Karibikküste sowie faulen schwarzen Bevölkerung des Valle de Cauca dar.<sup>3</sup>

Das gesellschaftliche Leben in den Städten beschreibt *Sitarz* vor allem für Medellín, wo er immer-

hin 14 Jahre, wenn auch eher zurückgezogen, lebte. Trotzdem versäumt der Autor es nicht, die Bräuche und den sozialen Umgang der Medelliner Elite zu erläutern und auch die mit der zunehmenden Modernisierung des Landes einhergehenden Veränderungen in der gesellschaftlichen Sphäre zu konstatieren. Vielleicht am interessantesten wird der Bericht immer dort, wo *Sitarz* seine Zeitgenossen, vor allem die in Kolumbien ansässigen Deutschen, aber auch seine Bekannten der kolumbianischen Elite, detailliert und schonungslos porträtiert. Gleichzeitig wird hier der zeitliche Abstand der Niederschrift zu dem direkt Erlebten am deutlichsten, wenn der Autor über die Weiterentwicklung der Personen berichtet und dieses Wissen seine Erinnerung wohl zwangsläufig beeinflussen musste.

Dem bis zu *Sitarz'* Abreise aus Kolumbien 1929 reichenden Haupttext sind zwei relativ kurze Berichte (31 bzw. 13 Seiten) über zwei Geschäftsreisen nach Kolumbien in den Jahren 1942/43 sowie 1944 beigelegt. Diese stellen eine Auswahl aus *Sitarz'* Aufzeichnungen über ähnliche Reisen auch in den Jahren 1935 und 1939 dar, die jedoch seitens der Hrsg. als „wenig ergiebig“ (S. 251, FN 20) erachtet wurden. Dies erstaunt etwas, erwartet der Leser doch eher, dass *Sitarz* bei seiner ersten Rückkehr nach Kolumbien 1935 über interessante Eindrücke zu berichten hätte. Eine nähere Erläuterung des Charakters dieser beiden ersten Reisen wäre an dieser Stelle hilf-

reich gewesen. Auch wird nicht abschließend klar, welche Stellung der Verfasser diesen Texten innerhalb der gesamten Autobiographie zugebilligt hatte. Die beiden Berichte gleichen sich zum Teil im Wortlaut; aufschlussreich sind hier besonders *Sitarz'* Besuche zweier Haciendas, die ihn mit den Lebensverhältnissen der Arbeiter dort konfrontieren, sowie die Schilderung der weiteren Entwicklung der Bank.

Insgesamt ist dies ein, wenn auch nicht literarisch wertvoller, so doch nicht unangenehm zu lesender Text, der als Quelle auf den verschiedenen oben genannten Gebieten seinen Wert hat. Vorangestellt haben die Hrsg. dem Bericht neben dem bereits erwähnten zusammenfassenden Vorwort von *Thomas Fischer* eine Kolumbienkarte, auf der die wichtigsten Stationen von *Sitarz'* Leben in Kolumbien verzeichnet sind. Der Bericht selbst wurde seitens der Hrsg. nur in Orthographie und Syntax bereinigt sowie durch Zwischenüberschriften ergänzt. Unklar bleibt hier allerdings, ob die den Zwischenüberschriften zugrunde liegende Gliederung des Hauptteils in 22 kurze Abschnitte durch *Sitarz* selbst vorgenommen wurde oder auch dies durch die Editoren erfolgte. Der Text wird durch zahlreiche Fotos illustriert, die jedoch von sehr unterschiedlicher Druckqualität sind. Teilweise hätten die Fotos näherer Erläuterungen bzw. einer Datierung bedurft; ihre Herkunft primär aus *Sitarz'* Nachlass lässt jedoch erah-

nen, dass dies nur bei einem Bruchteil der Abbildungen möglich war. Indizes nicht nur der Orts- und Personennamen, sondern auch – besonders für wirtschaftshistorische Forschungen nützlich – der im Text genannten Firmennamen ergänzen die editorischen Bemühungen.

- 1 Adolf Held ist einer der in der kolumbianischen Historiographie prominentesten deutschen Geschäftsmänner, vgl. etwa A. Meisel Roca/ J. Viloria de la Hoz: Los alemanes en el Caribe colombiano. El caso de Adolfo Held, 1880–1927, in: Boletín Cultural y Bibliográfico 35 (1998) 49, S. 49–100.
- 2 Für einen kurzen Überblick siehe: Viajeros extranjeros en Colombia. Siglo XIX, Cali, Carvajal, 1970.
- 3 Für Antioquia und Cauca siehe: N. Applebaum: Whitening the Region. Caucaño Mediation and 'Antioqueño Colonization' in Nineteenth-Century Colombia, in: Hispanic American Historical Review 79 (1999) 4, S. 631 – 668.

Ulrike Bock

**Stefan Breuer: Nationalismus und Faschismus. Frankreich, Italien und Deutschland im Vergleich, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, 202 S.**

Das Buch erinnerte mich an den Witz über den, der gerade „Das Kapital“ von Karl May liest und sich wundert, dass darin gar keine Indianer vorkommen. Bei *Stefan Breuer* kommen weder Indianer noch „das Kapital“ vor. Die ge-

samte marxistische, und große Teile der sonstigen sozialwissenschaftlichen Faschismusforschung werden mit Missachtung gestraft. Die Frage nach der „sozialen Funktion des Faschismus“ ist für *Breuer* nur eine „vermeintliche“. Thesen über die soziale Basis, wirtschaftlichen Voraussetzungen und modernisierenden Zielsetzungen des Faschismus fänden „kaum noch Anhänger“ (S. 7). Das Interesse der heutigen Faschismusforschung konzentrierte sich auf die „Ideologie“. Und im Zentrum der faschistischen Ideologie stünde der Nationalismus – und nicht Antisemitismus, Rassismus und Antimarxismus. Folglich werden in der Einleitung neben einigen Arbeiten zum Nationalismus nur die Studien über die faschistische Ideologie von Philippe Burrin, Roger Eatwell, Roger Griffin, Zeev Sternhell und Ernst Nolte erwähnt. (Ein Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt!)

Im gewissen, aber nicht erklärtem Widerspruch zu dieser Reduktion des Faschismus auf seine Ideologie und diese wiederum auf den Nationalismus steht dann jedoch *Breuers* Definition des Faschismus als „paramilitärisch operierende charismatische Patronagepartei“ (S. 62). Und mit dieser Definition, die die Regimephase des Faschismus von vornherein ausschließt, macht sich *Breuer* dann an den Vergleich der faschistischen Parteien (die er aber nicht so, sondern „weltanschauliche Verbände“ nennt) in Frankreich, Italien und Deutschland. Er sagt

jedoch an keiner Stelle, mit welchen sozialwissenschaftlichen Kriterien und Methoden dieser im Titel angekündigte „Vergleich“ durchgeführt werden soll. So geht es eigentlich nicht. Doch was sind die Ergebnisse?

Das Kapitel über Frankreich kann man getrost überschlagen, denn hier habe es „Nationalismus statt Faschismus“ gegeben, was eine ziemlich gewagte Behauptung ist. Dann werden die – ideologischen – „Elemente und Ursprünge des Faschismus“ in Italien skizziert, nämlich: „revolutionärer Syndikalismus“, „Futurismus“, „Rechtsnationalismus“.

Beim Nationalsozialismus werden die „völkischen Wurzeln der NSDAP“ (gemeint sind die Antisemiten Artur Dinter, Gottfried Feder, Ernst Graf Reventlow, Alfred Rosenberg, Julius Streicher), dann der „Neue Nationalismus“ (gemeint sind die sog. Linken um die Gebrüder Strasser) und schließlich der „Rassenaristokratismus“ eines Hans F. K. Günther behandelt.

In der Zusammenfassung, die aber nicht so, sondern „Reprise und Koda“ genannt wird, wird schließlich die nicht unbedingt neue Erkenntnis präsentiert, dass in den faschistischen, bzw. den „gewaltförmig agierenden Patroneparteien im rechten Teil des politischen Feldes“ „mehrere Weltanschauungen respektive Ideologien“ koexistierten (S. 195). Diese „Weltanschauungen“ und/oder „Ideologien“ (diese Begriffe werden weder erklärt noch von

einander abgegrenzt) seien durch „Faktoren nicht primär ideologisch-weltanschaulicher Art zusammengehalten worden“, nämlich „durch Affekte und Emotionen, die teils spontan, teils aber auch das Resultat von Inszenierung, Propaganda, Reklame sind“. (S. 196). Ohne wiederum zu erklären, was er mit „Inszenierung, Propaganda und Reklame“ meint, spricht Breuer dann von „charismatischer Vergemeinschaftung“. Dies verstehe, wer wolle.

Verständlich und richtig ist dann seine Behauptung, dass es zu kurz greife, „den Faschismus (gemeint kann aber nur die faschistische Ideologie sein) auf eine Form des Nationalismus zu reduzieren wie ihn auf ‚Rassismus‘ festlegen zu wollen“. (S. 197) Doch auch diese diskussionswerte These wird im nächsten Satz wieder ziemlich nebulös relativiert: „Er [der Faschismus] konnte das eine wie das andere sein, je nach der politischen Lage, ohne dass deshalb ein reiner Okkasionalismus unterstellt werden muss; denn so fließend wie die Optionen innerhalb des rechten Spektrums waren, so klar war jederzeit die Grenze gegenüber der Mitte oder der Linken.“ (S. 197)

Ja, was denn nun? – kann man verzweifelt fragen. Frag- und ratlos kann ich auch nur die beiden letzten Sätze zitieren: „Erst Mussolini und Hitler vollbrachten das Kunststück die Politik der Rechten zu entintellektualisieren, ohne sie damit zugleich für die Intelligenz unattraktiv zu machen. Vom Verständnis dieser ‚Leistung‘, damit

auch: der Ebenendifferenz zwischen Doktrin und Praxis hängt die Erkenntnis des Faschismus ab.“ (S. 198)

Bei allem Respekt für die Bewunderung des Autors für die ‚intellektuelle Rechte‘, die er bereits in seinen vorherigen Publikationen gezeigt hat, die Faschisten haben noch ganz andere Dinge gemacht als nur die „Politik der Rechten zu entintellektualisieren“. Doch diese Taten (und Verbrechen) kommen bei *Breuer* kaum vor – genauso wenig wie die Indianer im eingangs erwähnten Witz.

Fazit: So anerkennenswert es ist, dass die in den letzten Jahren fast nur noch im angelsächsischen Raum und in Frankreich betriebene Diskussion über Faschismus (als generisches Phänomen) jetzt auch in Deutschland beachtet und fortgeführt wird, so sehr ist bei *Breuer* die Reduktion auf das Problem der faschistischen Ideologie (die wiederum auf Nationalismus reduziert wird) und die Vernachlässigung der marxistischen und sozialwissenschaftlichen Forschung zu kritisieren. Von einem wirklichen sozialwissenschaftlichen Vergleich kann ohnehin nicht die Rede sein.

Wolfgang Wippermann

**Marek Jan Chodakiewicz: *Between Nazis and Soviets. Occupation Politics in Poland, 1939–1947*, Lanham, Boulder: Lexington Books 2004, 497 S.**

In einer von ihrer Anlage her neuartigen Studie unternimmt der polnisch-amerikanische Politologe und Zeithistoriker Marek *Jan Chodakiewicz* den Versuch, vor dem regional begrenzten Hintergrund eines Kreises im heutigen Südosten Polens die Entwicklung unter der national-sozialistischen und der sowjetischen Besatzung vergleichend zu analysieren. Als administrativ-geografisch definierter „Mikrokosmos Polens“ (S. 3) dient ihm jene südlich von Lublin gelegene Verwaltungseinheit, die in der Zweiten Polnischen Republik als Kreis Janów Lubelski (*powiat janowski*) und später, nach Verlegung des Verwaltungssitzes, als Kreis Krasnik bekannt war. *Chodakiewicz* folgt dem Forschungstrend der letzten Jahre, welche die Zäsur von 1945 für die polnische Geschichte nachhaltig in Frage gestellt hat. So ist die Darstellung gegliedert in einen ersten Teil zur NS-Okkupation von September 1939 bis Juli 1944 und einen zweiten Teil zur sowjetischen Besatzung von Sommer 1944 bis Frühjahr 1947. Im Mittelpunkt steht somit jener Prozess, in dem über einen Zeitraum von nicht einmal zehn Jahren die zutiefst antikommunistische und gegen Ende ihres Bestehens zunehmend antisemitische Zweite Republik sich in die Volksrepublik Polen

verwandelte (bzw. durch die Politik der beiden Besatzungsregime transformiert wurde), die sich als treuer Verbündeter der Sowjetunion gerierte und die (anfangs) einem offiziellen Anti-Antisemitismus huldigte.

Der für die volkspolnische historiografische Tradition ungewohnte Blickwinkel, unter dem der Vf. die Entwicklung betrachtet, ist jener der Interaktion der Besetzten mit den fremden Besatzern.

*Chodakiewicz* teilt die von ihm festgestellten sozialen Verhaltensmuster auf in Kollaboration, Widerstand und eine vorherrschende Anpassung (*accommodation*), wobei er jeweils die polnische Mehrheitsbevölkerung – unterteilt in ihre Führungsschicht und die einfache (Land-)Bevölkerung – und die jüdische, ukrainische und sog. volksdeutsche Minderheit in ihrem Verhältnis zu den Besatzungsmächten betrachtet. Dabei wird der alltägliche, unter dem Nationalsozialismus vorwiegend wirtschaftliche Belange betreffende Kooperationsbereich zwischen den Besatzungsorganen und den Besetzten hier auf Kreisebene erstmals detailliert nachgezeichnet. *Chodakiewicz* unterstreicht die zu Beginn der NS-Besatzung erstaunlich positive Stimmung gegenüber den Deutschen auf dem Lande, wo das polnische Nationalgefühl nur schwach verwurzelt war. Die rasche Entfremdung der Landbevölkerung von der Besatzungsmacht führt der Vf. auf eine nationalsozialistische „Terror“-Politik zurück, in deren Folge die Polen zu einem

Wechselspiel zwischen Anpassung und Widerstand übergegangen seien.

*Chodakiewicz* gibt stellenweise einen guten Einblick in das von der Kreisverwaltung ausgehende und sich ständig verdichtende antijüdische Unterdrückungsgeflecht. Die Mitwirkung eines Teils der polnischen Bevölkerung am NS-Judenmord vor Ort bezeichnet *Chodakiewicz* als „unabsichtliche Kollaboration“, da sie auf keiner formalen Zusammenarbeit beruht habe. Dabei entgeht ihm, dass die Handlungen der Besatzer und ihrer – von ihnen teils unabhängig agierenden – Helfer über die rabiate antijüdische NS-Propaganda in polnischer Sprache miteinander verbunden waren. Zu Recht wird dagegen als Motiv antijüdischer Gewalt der Wunsch, sich an jüdischem Eigentum zu bereichern, ins Spiel gebracht (S. 80, 326). Die deutsche Herrschaftsausübung wurde zudem durch ein verbreitetes Denunziantentum erleichtert (S. 35 f., 118 f., 131). Aber während die Kollaboration der Polnischen Polizei mehrmals angesprochen wird, bleibt der deutsch-polnische Interaktionsbereich in den Handelsbeziehungen (Schwarzmarkt) blass und jener beim antijüdischen Einsatz des aus polnischen jungen Männern gebildeten Baudienstes und ähnlicher Formationen gar völlig unbeleuchtet. Gemäß dem Tenor der polnischen Nachkriegshistoriografie heißt es vielmehr wiederholt und wenig überzeugend, Antisemitismus sei für die Ausgestaltung des polnisch-

jüdischen Verhältnisses im Kreis höchstens ein „zweitrangiger Faktor“ gewesen, der hinter den „spontanen Reaktionen auf das unter der NS-Okkupation Geschehene und die von ihr geschaffenen Bedingungen“ zurückstehe (S. 324, 336).

Ob der von volkspolnischen Historikern geprägte und hier erneut von *Chodakiewicz* für die Art der nationalsozialistischen Herrschaftsausübung auf dem Lande von 1940 bis 1944 durchweg verwendete Begriff „Terror“ tatsächlich tauglich ist, muss (gerade heutzutage!) bezweifelt werden; neutraler und terminologisch genauer wäre wohl eher der Begriff (brutaler und unverhältnismäßiger) „Repression(en)“, der bereits in der Stalinismus-Forschung breite Anwendung findet.

Der Vf. widerlegt für den von ihm untersuchten Kreis entschieden die in Polen stereotype Vorstellung, es sei den Sowjets 1944/45 nur mit Hilfe „jüdischer Bolschewisten“ gelungen, ihre Herrschaft zu etablieren (S. 305). Damit ist einer der Punkte markiert, in denen *Chodakiewicz* sich von der nationaldemokratischen Strömung unterscheidet, als deren Exponent er sich in den 1990er Jahren oft profiliert hat. Der Vf. ist im nachkommunistischen Polen verschiedentlich am Rande der politischen Bühne als (einer jüngeren Generation entstammender) Apologet und Ideengeber einer sich neu formierenden nationalistischen Rechten hervorgetreten. Auch einige seiner damals entstandenen

Veröffentlichungen ließen stellenweise diese politisch-ideologische Prägung erkennen und standen daher unter Kritik.<sup>1</sup> Erfreulicherweise ist in dieser auf Englisch verfassten Untersuchung<sup>2</sup> davon nur noch wenig zu spüren. Zwar bekennt sich *Chodakiewicz* stellenweise weiterhin zu den Veröffentlichungen (ehemals) geistesverwandter Autoren und tritt etwa als Lobredner der Publikationen von Tadeusz Piotrowski über „Polens Holocaust“<sup>3</sup> und Richard Lukas über einen angeblich „vergessenen [polnischen] Holocaust“<sup>4</sup> (S. 27, 90) auf. Beide orientierten sich an der seit Mitte der 1960er Jahre in der Volksrepublik Polen etablierten nationalkommunistischen Historiographie, hoben die „Kollaboration“ polnischer Juden mit NS- und Sowjetorganen hervor und verallgemeinerten sie für die ganze ethnische Gruppe, wie sie auch die Kooperation von Polen mit den Besatzern auf gesellschaftlicher und ökonomischer Ebene bagatellisierten. Das, was *Chodakiewicz* über die Lage im ländlichen Kreis Krasnik herausgefunden hat, widerlegt jedoch in mehrfacher Hinsicht die Behauptungen (Thesen) der beiden polnisch-amerikanischen Historiker. Am Ende widerspricht der Vf. der auf das Täterhandeln fixierten, allzu undifferenzierten volksrepublikanischen Geschichtsschreibung, in der eine Widerstandshaltung für die polnische Volksgruppe allzu pauschal reklamiert und mit der angeblichen „Passivität und Kollaboration der Minderheiten“ kon-

trastiert wurde (S. 323). Indem er den Begriff des Kollaborateurs als Verräter am polnischen Volk definiert, gelingt es freilich auch *Chodakiewicz*, mit Hilfe einer fragwürdigen Terminologie den Kreis der kooperationswilligen Polen denkbar klein zu halten. So kommt er zu dem trügerischen Schluss, dieses Phänomen ließe sich weiterhin als Randerscheinung abhandeln.

Die Studie stellt dennoch eine bedeutsame, das Geschehen in einem ländlichen Raum erschließende Ergänzung zu den Studien dar, die sich mit dem Okkupationsalltag in Warschau und anderen besetzten Großstädten Polens befassen. Wenngleich das auf den Kreis Krasnik gerichtete Vergrößerungsglas viele Einzelheiten zutage gefördert hat, die bislang so nicht bekannt waren (und hier verdienstvoller Weise mit zahlreichen Quellenbelegen erstmals in englischer Sprache zugänglich gemacht worden sind), verbietet sich aber eine einfache Übertragung der hier zutreffenden Befunde auf die übrigen polnischen Gebiete oder auch nur das Generalgouvernement.

Wie in der Einleitung deutlich wird, empfindet sich der Autor als „Entdecker“ einer neuen Perspektive für die Interpretation der polnischen Zeitgeschichte. Dabei entgeht dem Vf., dass sich Zeithistoriker bereits verschiedentlich dem neuartigen Ansatz, nach der Interaktion zwischen Besatzern und Besetzten zu fragen, eingehender zugewandt haben; ein

einleitender Überblick zum Stand der Forschung erweckt den Anschein, hier seien alle wichtigen Tendenzen repräsentiert. Tatsächlich weist diese Zusammenstellung (wie auch die Bibliografie am Ende des Bandes) jedoch nicht unerhebliche Lücken auf, selbst in Bezug auf Polnisch publizierte Beiträge.<sup>5</sup> Die Rezeption der deutschen Forschungserträge ist selektiv.<sup>6</sup> Insbesondere lässt der Vf. die in deutscher Sprache nach 1989 erschienene Forschungsliteratur zum Thema „Kollaboration“ fast völlig unberücksichtigt.<sup>7</sup>

Allzu kurz kommen bei *Chodakiewicz* Fragen, die mit der Vertreibung von Juden aus dem Westen (wie etwa im Winter 1941 aus Wien) in den Kreis Krasnik verbunden sind. *Chodakiewicz*, der in den 1990er Jahren die einschlägigen Dokumente in den ihm zugänglichen regionalen und zentralen Archiven auswertete, stützt seine Befunde zum Charakter der nationalsozialistischen und sowjetischen Okkupation Polens auf eine in den Anmerkungen nachgewiesene beeindruckende Quellenbasis. Und er blickt aus gegebenem Anlass auch über die Kreisgrenzen hinaus. Daher ist es erstaunlich, dass er im Verlauf seiner Recherchen offenbar nichts von dem frühen Judenpogrom in Żółkiewka (im Nachbarkreis Krasnystaw) erfahren hat, der am 7./8. Oktober 1939 von ethnischen Polen verübt wurde.<sup>8</sup>

Falsch ist schließlich die Behauptung, im Zuge der Westverschiebung Polens bei Ende des

Zweiten Weltkriegs seien „über zwei Millionen Polen aus Ostpolen vertrieben“ worden (S. 17). Vielmehr siedelten 1944–1948 im Rahmen sowjetisch-polnischer Umsiedlungsverträge Polen und polnische Juden – insgesamt etwa 1,25 Millionen Personen – in organisierter Form aus den drei Sowjetrepubliken östlich der neuen Grenze des wiedererrichteten polnischen Staates nach Polen über, während Ukrainer, Weißrussen und Litauer aus Polen in die nun sowjetischen Unionsrepubliken ausgesiedelt wurden. Mehreren Hunderttausend ausreisewilligen Polen wurde bei diesen „ethnischen Flurbereinigungen“ das Verlassen der UdSSR verwehrt. Und eine noch weit größere Zahl hörte auf, sich nach Kriegsende zur polnischen Nationalität zu bekennen. Daher umfassten die tatsächlichen Umsiedler aus Ostpolen nur den kleineren Teil derjenigen, die sich zu Zeiten der Zweiten Polnischen Republik zum Polentum bekannt hatten.

Das kombinierte Personen-, Orts- und Sachregister am Ende des Bandes ist unvollständig und fehlerhaft und vermittelt nur einen ersten lückenhaften Überblick.

1 Siehe etwa M. J. Chodakiewicz: *Zydzi i Polacy 1918–1955. Wspólnotnictwo – zagłada – komunizm [Juden und Polen 1918–1955. Koexistenz – Vernichtung – Kommunismus]*, Warschau 2000, wo der Vf. zwischen erkenntnisgeleiteter Analyse und einfachen Schuldzuweisungen (an die Adresse der polnischen bzw. der „westli-

chen“ Juden) hin und her pendelt und ein ums andere Mal bemüht ist, das ideologische Programm der polnischen radikalen Nationaldemokraten zu rehabilitieren, indem er deren teils rabiaten Antisemitismus verharmlost.

- 2 Die Buchfassung beruht auf seiner Dissertation: *Accommodation and Resistance. A Polish County during the Second World War and in Its Aftermath, 1939–1947*, New York 2000.
- 3 T. Piotrowski: *Poland's Holocaust. Ethnic Strife. Collaboration with Occupying Forces and Genocide in the Second Republic, 1918–1947*, Jefferson 1998.
- 4 R. Lukas: *The Forgotten Holocaust. The Poles under German Occupation 1939–1944*, Lexington 1986.
- 5 Siehe insbesondere B. Skaradzinski: *W czasach wojny na prowincji [Während des Krieges in der Provinz]*, in: *Wież* (1978) 1, S. 87–100 sowie (1987) 2, S. 100–119, und den Problemaufriss von K.-P. Friedrich: *Problem polskiej kolaboracji podczas II wojny światowej [Das Problem der polnischen Kollaboration während des Zweiten Weltkriegs]*, in: *Res Publica nowa* 11 (1998) 122, S. 46–52. Entgangen sind Chodakiewicz zudem verschiedene einschlägige Studien zur Kollaboration und zum Alltag unter der NS-Besatzung von Lucjan Dobroszycki, Stanisława Lewandowska und Tomasz Szarota.
- 6 Ignoriert werden etwa: H. Lemberg: *Kollaboration in Europa mit dem Dritten Reich um das Jahr 1941*, in: *Das Jahr 1941 in der europäischen Politik*, Wien 1972, S. 143–162; W. Brockdorff: *Kollaboration oder Widerstand. Die Zusammenarbeit mit den Deutschen*

- in den besetzten Ländern während des zweiten Weltkriegs und deren schreckliche Folgen, München 1968; M. Broszat: Faschismus und Kollaboration in Ostmitteleuropa zwischen den Weltkriegen, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 14 (1966), S. 225-251.
- 7 Daher entgehen ihm u. a. zwei Stellungnahmen C. Madajczyks: Kann man in Polen 1939–1945 von Kollaboration sprechen?, in: Okkupation und Kollaboration 1938–1945. Beiträge zu Konzepten und Praxis der Kollaboration in der deutschen Okkupationspolitik, hrsg. von W. Röhr, Berlin 1994, S. 133-148, ders.: „Teufelswerk“. Die nationalsozialistische Besatzungspolitik in Polen, in: Deutsche und Polen 1945–1995: Annäherungen – Zblizenia, hrsg. vom Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Düsseldorf 1996, S. 24-39, sowie die Synthese von F. W. Seidler: Die Kollaboration 1939–1945, München 1995.
- 8 Siehe P. Reszka: Miejsce zbrodni: Zólkiewka [Ort des Verbrechens: Zólkiewka], in: Gazeta Wyborcza, 10.7.2004.

Klaus-Peter Friedrich

**Josie McLellan: Antifascism and Memory in East Germany. Remembering the International Brigades 1945–1989, Oxford: Clarendon Press 2004, 228 S.**

Das Buch beginnt mit einer Erinnerung an die erste öffentliche Lesung der damals noch unveröffentlichten Memoiren des Spanienkämpfers Walter Janka. Die Veranstaltung fand am 28. Oktober 1989 im Ostberliner Deutschen

Theater statt und wurde am 5. November wiederholt. Sie markierte einen symbolischen Höhepunkt in der Aneignung der eigenen Vergangenheit durch die Bürger der DDR. Ein wichtiger Teil dieser Vergangenheit war die über vierzig Jahre dauernde Erinnerung an den antifaschistischen Widerstand. Diese Erinnerung war bis zum Herbst 1989 zentraler Bestandteil der SED-Politik zur Legitimation der Parteiherrschaft. Der offiziellen Erinnerungspolitik mit ihrem selektiven Griff auf die historische Wahrheit setzten die DDR-Bürger – Parteiose und Parteimitglieder – ihr Verlangen nach der ganzen Wahrheit entgegen.

Der von Antifaschisten aus aller Welt, darunter über 3.000 deutschen Kommunisten, unterstützte Selbstbehauptungskampf der spanischen Republik gegen die faschistischen Putschisten und ihre Hintermänner in Berlin und Rom zählt zum besseren Erbteil der SED-Tradition. Doch die SED-Führung und ihre für Ideologie zuständigen Parteiarbeiter wussten um die für sie gefährlichen Untiefen einer die ganze Wahrheit darstellenden Geschichtsforschung. Sie achteten sorgfältig darauf, dass nur ein Teil der historischen Ereignisse der Jahre 1936 bis 1939 in Spanien bekannt gemacht wurde. Was gesagt und was in der DDR verschwiegen wurde, steht im Zentrum von *Josie McLellans* bemerkenswerter Untersuchung, die auf ihrer 2001 verteidigten Dissertation beruht.

Die britische Autorin verknüpft zwei Stränge der Erzählung miteinander: das Schicksal der nach Ostdeutschland zurückgekehrten Kämpfer der Internationalen Brigaden und den Umgang mit ihren Biographien in der DDR. Die mehreren Hundert nach Ostdeutschland gelangten Spanienkämpfer prägten in sehr unterschiedlicher Weise das gesellschaftliche Leben mit. Nur wenige von ihnen gelangten in vergleichbare Führungspositionen wie die unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges aus Moskau zurückgekehrten deutschen Kommunisten. *Josie McLellan* sieht die Ursache dafür mit Recht in den vielfältigen Kontakten der Spanienkämpfer mit Kampfgefährten, die zu irgendeinem Zeitpunkt der parteiamtliche Bannstrahl getroffen hatte. Zu ihnen, die in der DDR lange als Aussätzige galten, gehörten Trotzlisten, Anarchisten, Angehörige der KPD-Opposition oder der Sozialistischen Arbeiterpartei sowie der spanischen *Partido Obrero de Unificación Marxista* (POUM). Deren Verfolgung durch den sowjetischen Geheimdienst während des Spanienkrieges war einer der zahlreichen „weißen Flecken“ der DDR-Geschichtsschreibung, nicht zuletzt deshalb, weil der spätere Stasi-Chef Erich Mielke dabei eine nie ganz geklärte, doch in jedem Fall unrühmliche Rolle spielte.

Erst seit dem Ende der 1970er Jahre trugen die beharrlichen Bemühungen von DDR-Wissenschaftlern allmählich

Früchte: Nach harten Auseinandersetzungen, die bis ins Zentralkomitee der SED reichten, gelang es ihnen, Namen und Leistungen früherer Kommunisten wie Alfred Kantorowicz und Gustav Regler öffentlich zu machen. Hinzugefügt sei, dass all diese Wissenschaftler ab 1990 um ihre bisherigen Arbeitsplätze gebracht wurden.

Die Autorin schildert das Auf und Ab in den bewegten Lebensläufen der kommunistischen Spanienkämpfer wie Wilhelm Zaisser (General Gomez) oder Franz Dahlem. Diese beiden gelangten in der frühen DDR zunächst in Spitzenfunktionen, unterlagen aber Walter Ulbricht und den Seinen in internen Machtkämpfen. Ihre Namen verschwanden dann zwar nicht ganz aus der wissenschaftlichen wie der belletristischen Literatur zum Spanienkrieg. Doch wurde ihr wirklicher Anteil an den Kämpfen lange Zeit verkleinert, was noch mehr für ein so prominentes Stalin-Opfer wie Manfred Stern (General Kléber) galt. Der lange Kampf seines Bruders Leo, eines bekannten Historikers, und dessen Rehabilitierung kommt im Buch leider zu kurz.

*Josie McLellan* widmet sich aber ebenso den Spanienkämpfern der „zweiten Reihe“. Auch sie mussten sich fragen, inwieweit ihre Hoffnungen mit der DDR-Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen waren. Diese Problematik durchzog indirekt auch einige der Äußerungen von Schriftstellern wie Bodo Uhse oder Ludwig Renn. Was deren Werke zum Spanien-

krieg andeuteten oder ausließen, ist hier ausführlich nachzulesen. Besonders interessant sind die Informationen über einige ehemalige Anarchisten, die sich in der DDR niederließen und dort mit langer Verzögerung als antifaschistische Kämpfer anerkannt wurden.

Natürlich widmet die Autorin dem tragischen Schicksal Walter Jankas Beachtung. Er wurde Ende 1956, im Zuge der gescheiterten „Entstalinisierung“, völlig unschuldig verhaftet und verbrachte vier Jahre im Zuchthaus.

Am Ende ihres gut geschriebenen Buches, das zum großen Teil auf bisher unangezapften Quellen aus dem SED-Archiv beruht, kommt *Josie McLellan* auf die Veranstaltung im Deutschen Theater zurück. Sie würdigt die Bemühung um Jankas Rehabilitierung als Teil eines allgemeinen Demokratisierungsprozesses, dessen Akteure die DDR reformieren, aber nicht aufgeben wollten. „Doch diese Bemühungen kamen zu spät, um noch Reformen zu bewirken“, schreibt sie mit Recht. „Der deutsche Kommunismus, gefangen in der Weigerung, eine wahrheitsgetreue Erinnerung sowie unterschiedliche Deutungen der Ereignisse zu akzeptieren, war niemals fähig, der eigenen Geschichte ins Auge zu sehen.“ (S. 203) Der Schauspieler Ulrich Mühe war es, der am 28. Oktober 1989 aus Jankas Manuskript las. Im Jahre 2005 war Mühe im Wahlkampf für die CDU engagiert, deren konservative spanische

Schwesterpartei aus Francos faschistischer Gruppierung hervorgegangen war. Die CDU lehnt noch immer mehrheitlich das Erbe der antifaschistischen deutschen Spanienkämpfer ab. Diese wurden und werden als „Rotspanienkämpfer“ gegenüber den früheren Angehörigen von Hitlers Legion Condor, die einst die Demokratie in Spanien blutig beseitigen halfen, herabgewürdigt und noch heute teilweise mit dem Stigma des „Vaterlandsverrates“ bedacht. *Josie McLellans* wichtiges Buch ist also keine reine Darstellung einer geschichtspolitisch abgeschlossenen Debatte, obgleich die DDR, wie der Spanienkrieg, seit langem der Geschichte angehören.

Mario Keßler

**Susanne Kaul/Rüdiger Bittner:**  
**Fiktionen der Gerechtigkeit.**  
**Literatur – Film – Philosophie –**  
**Recht (= Interdisziplinäre Studien zu Recht und Staat Bd. 35),**  
**Baden-Baden: Nomos-**  
**Verlagsgesellschaft 2005, 195 S.**

Die Autoren unternehmen in diesem Buch den Versuch, dem Begriff der Gerechtigkeit durch eine Zusammenstellung einzelner Texte aus unterschiedlichen Bereichen, quasi interdisziplinär nachzuspüren. Nicht erst seit John Rawls, sondern schon seit Platon und den Sophisten ist Gerechtigkeit ein Gegenstand der westlichen Philosophie. Indes: Gerechtigkeit sei kein Gegenstand der Rechtswis-

senschaft und deswegen sei sie für diejenigen, die dieses Fach betrieben haben, ein fremdes Feld, wie der Beitrag von *Wolfgang Graf Vitzthum* unter Berufung auf Fundstellen bei der Leipziger Schriftstellerin und Juristin Juli Zeh erwähnt. Als Leipziger Kollege möchte man hier wohl erinnern, dass wir inzwischen ein Institut für Grundlagen des Rechts gegründet haben<sup>1</sup> und dass diesem Institut eine Lehrtradition vorausging und insofern Leipziger Studierende schon länger nicht solche Erfahrungen machen müssen.

Das Zentrum für Interdisziplinäre Forschung in Bielefeld hat sich zur Aufgabe gemacht, der Gerechtigkeit nachzuspüren. In dem dies dokumentierenden Band findet sich auch der genannte Beitrag zu Juli Zehs Werk, ein Beitrag, dem es um die völkerrechtliche Interpretation sowie die Rechtfertigung der humanitären Intervention auf dem Balkan geht. Anfangs des Bandes, dessen Ende ein informatives Autorinnen- und Autorenverzeichnis sowie ein Namensregister ziert, steht ein Problemaufriss von *Susanne Kaul* und *Rüdiger Bittner*, vor einer breit belegten, in der Moderne ihren Ausgang nehmenden, philosophischen Eröffnung von *Thomas Pogge* zu der Frage „Was ist Gerechtigkeit?“ – stark beeinflusst auch von einer *Theory of Justice* (1971) von John Rawls.

Dann folgt der erste Abschnitt „Gerechtigkeit und überlieferte Ordnungen“. Hier entwickelt *Rainer Frost*, der Theoretiker der

Toleranz aus Frankfurt am Main, die normative Dialektik unter extremer Entgegensetzung von Sitte oder Brauch und Freiheit am Beispiel zweier Werke von Knut Ibsen und deren Interpretation durch Stanley Cavell und Theodor W. Adorno. Im Anschluss folgt der alte Bielefelder Matador der Interdisziplinarität, *Gerhard Sprenger*, mit einer Studie zu Theodor Fontane unter den Stichworten „Gerechtigkeit und Schicklichkeit“, wobei Fontane ja so gut darzustellen wusste, was die hergebrachte Ordnung verlangt und wie sich das Individuum in Wahrheit in diese nicht mehr fügen kann.

Der nächste Abschnitt befasst sich mit „Gerechtigkeit und göttliche(r) Ordnung“. Hier stehen am Anfang Beobachtungen zum „Pathos der Gerechtigkeit“ von *Rüdiger Bittner* zum berühmten, zu Beginn des Kalten Krieges durchgeführten amerikanischen Spionage-Prozess gegen Ethel und Julius Rosenberg im Gewand des Schlüsselromans „The Book of Daniel“ von E. L. Doctorow. Dann erscheint auf der Grundlage eines Films zur Rache an einem Dorfe „Deus ex mafia“, in Fassung gebracht von *Susanne Kaul*, mit dem Nachsatz „Poetische Gerechtigkeit in Lars von Trier's Dogville“. Danach findet sich eine Kehre ins Klassische von *Wolfgang Braungart* unter dem Titel „Warum es die Tragödie gibt und was sie mit Recht und Gerechtigkeit zu tun haben könnte. Aristoteles, die 'Orestie' des Aischylos und Dürrenmatts ‚Der Besuch der alten

Dame““, wobei einer klassischen Erziehung befremdlich erscheint, was zu Aischylos und Aristoteles als Exponenten von Recht und Gerechtigkeit auch in der Tragödie hier offenbar ausdrücklich noch Neues zu sagen ist.

Der letzte Abschnitt „Gerechtigkeit und politische Ordnungen“ enthält die erwähnten Fragen von *Wolfgang Graf Vitzthum* zur Gerechtigkeit unserer Tage: „Gerechtigkeit für Bosnien an Hand der Bilder vom Balkan bei Juli Zeh“. Dann tritt *Timo Skrandies* auf mit „Jenseits der Gerechtigkeit. Die Durchquerung der Kampfzone Houellebecqs“, die eine offenbar der Gerechtigkeit entwöhnte oder ihr völlig entfremdete Moral – man denke etwa an die Gerechtigkeit des Anschlages auf der Ferieninsel Bali am 13. Oktober 2002 als Ausweitung der Kampfzone und das Paradigma der Individualität sowie seinen Wandel in zahllosen Collagen unserer Zeit – zu etablieren scheint. Danach befasst sich *Reinhold Görling* mit der „Potentialität der Gerechtigkeit. Zeugenschaft und Literatur bei J. M. Coetzee“, bekanntlich auf der Grundlage der südafrikanischen Erfahrung mit Recht und Unrecht während und nach der Apartheid. Abschließend handelt *Lothar van Laak* von „Gerechtigkeit als soziologisches und als ästhetisches Experiment bei Brecht“, wobei hier Gerechtigkeit offenbar nicht mehr Realitätsbezug hat, sondern nur noch auf der Bühne Modell steht für experimentelle Montagen und ästhetische Empfindungen.

Abgesehen davon, dass die hier versammelten Arbeiten vom Leser Bildung und Orientierung im Kulturbetrieb in einem Maße verlangen, dem der Rezensent nicht genügt, ist das Unternehmen zu begrüßen, auf diese Weise gewissermaßen induktiv weithin über Felder der Kunst Aussagen zur Gerechtigkeit zu suchen. Es nutzt eine Methode, die vor allem Verirrungen eines Theorieanspruchs, dem man nicht genügen kann, zu meiden weiß. Zugleich meidet sie das Ideale, wie schon bemerkt worden ist, (vgl. F. Apel, FAZ Nr. 45, 23.2.2005, S. N 3) und entgeht damit der „Positionierung“ auf jenem Sockel, der den neuen Säulenheiligen wie John Rawls und ihren Werken samt ihren Modellen als Ikonen der modernen Gesellschaft vorbehalten sind. Zudem tritt die Schrift zugleich der These von F. A. Hayek entgegen, „soziale Gerechtigkeit“ sei ein Atavismus. Vermutlich ist das Thema auch befruchtet von dem bekannten Diktum der deutschen Vereinigung, wonach die Erwartung der Gerechtigkeit, vom Rechtsstaat enttäuscht, sich zurückzog und dann leider schwieg.

Aber vielleicht liegt darin gerade der Schlüssel auch zu diesem Band, dass die Achtung und die Würde, die mit Gerechtigkeitserwartungen einhergehen, jedenfalls zu einem Verfahren führen, das ihrem Gehalt genügt. Und für die Juristen wird es dann leichter, sich zu verteidigen, denn über das Verfahren gewinnt das Recht, dem sie dienen, Bedeutung, selbst wenn

es ungewiss bleibt, was für eine Gerechtigkeit am Ende des Verfahrens steht. In dieser Weise lassen Rechtsverfahren es zu, Werte zu verwirklichen, die ein wie immer gestaltetes Recht unmittelbar kaum zum Ausdruck bringen kann.

Die Einleitung von *Susanne Kaul* und *Rüdiger Bittner* legt jedenfalls solche Folgerungen nahe, wenn sie auch in größerer Nähe zur sozialen Realität dies weniger direkt sagen. Aber indem sie darauf verweisen, dass die Geschichten, der plot, die story, das Schicksal und das Verhängnis wie auch ein unbewusstes Trauma, aber manchmal ähnlich weniger tiefe Verwundungen, oder kurz der Fluch, die Botschaft der Gerechtigkeit in Literatur, Film und darstellender Kunst im übrigen vermitteln, sagen sie dann nichts anderes als eben dies – in rechtlichen Kategorien ausgedrückt – dass nicht das Ergebnis entscheidet, sondern der Weg, also das Verfahren, das die Geschichte, der plot, die story, das Schicksal und das Verhängnis wie auch ein unbewusstes Trauma, aber manchmal ähnlich weniger tiefe Verwundungen, oder kurz der Fluch anbietet. Und so steht am Ende eine Lösung, die ihre Gerechtigkeit oft eher aus dem Weg gewinnt denn aus einer Sachentscheidung, einem Ergebnis oder dem Erlebnis – sei es eine Hinrichtung oder ein bloßes Urteil und vielleicht dann doch die Gnade, die am Ende zum Zuge kommt. Erweist sich dann nicht die Geltung des Weges, der Geschichte, als unabhängig von der Faktizi-

tät seines oder ihres Geschehens, und als unabhängig von der Faktizität des Ausgangs im Ergebnis? Denn dann geschieht Gerechtigkeit selbst, unabhängig von den Fiktionen des Rechts.

1 Vgl. dazu: Ch. Enders u. a. (Hrsg.): Vorträge zur feierlichen Eröffnung des Leipziger Instituts für Grundlagen des Rechts (= *fundamenta iuris*, Bd. 1), Paderborn 2005.

Helmut Goerlich

**Alexander Endreß: Die Kulturpolitik des Bundes. Strukturelle und inhaltliche Neuorientierung zur Jahrtausend-wende?, Berlin: Duncker & Humblot 2005, 268 S.**

Der vorliegende Band, der im Jahr 2004 an der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg als Dissertation angenommen wurde, wendet sich einem aktuellen und brisanten Thema zu. Das Erscheinen der Arbeit fiel in eine Zeit, in der intensiv über die Aufwertung der Stellung und der Befugnisse eines Kulturministers in Deutschland diskutiert wurde.<sup>1</sup> Überdies ist seit der Arbeit Manfred Abeleins aus dem Jahr 1968, die noch einem traditionellen Kulturpolitikbegriff verhaftet war, keine systematische Untersuchung bundesrepublikanischer Kulturpolitik vorgelegt worden. Leider vermag es *Endreß* nicht, die Erwartungen zu erfüllen, die er mit seiner Arbeit und seiner im Untertitel angedeuteten Frage- richtung weckt.

*Endreß* beginnt seine Arbeit mit einem Kapitel, das ein Viertel der Arbeit ausmacht und den Begriff „Kultur“ wissenschaftlich zu bestimmen sucht. Wir erhalten eine ziemlich allgemeine Einführung in die Begriffsgeschichte, an die sich eine Einführung in sozialanthropologische, psychologische und soziologische Kulturtheorien anschließt. Wir erfahren etwas über die Rolle von Gefühlen, Affekten, Emotionen und Kognitionen bei der Entstehung von Kulturen, über die Funktionsweise des Gehirns, die Handhabung von Affekten und Emotionen als Kulturleistung und die Rolle von Symbolen für die menschliche Kultur. *Endreß* geht auf den Unterschied von Zivilisation und Kultur, auf Elias' Zivilisationstheorie und auf den Gegensatz von Kultur und Unkultur ein, was er mit normativen Einschätzungen über die europäische Massentierhaltung verknüpft. *Endreß'* Ziel bei dieser weit abschweifenden Einführung ist es, einen allgemeinen, wissenschaftlichen Kulturbegriff herauszustellen, der die Inhalte, die Kulturpolitik zu haben hätte, bereits umfassend determiniert. Mit Hilfe der Systemtheorie bestimmt *Endreß* schließlich die idealtypische und allgemeingültige Funktion von Kultur in der Gesellschaft als Normerhaltung und normative Integration. Das Ziel und die Bewertung von Kulturpolitik wären seiner Meinung nach ganz allgemein und auch im Falle der Bundeskulturpolitik seit 1998 daran zu messen, ob sie einem solchen

normativen Kulturbegriff dient. *Endreß* will zudem Vorschläge zu deren Optimierung ableiten. Er fragt, ob die kulturpolitischen Akteure sich der daraus resultierenden Aufgaben und ihrer Verantwortung überhaupt bewusst sind.

Nach diesem aus- und abschweifenden Einstieg, mit dem *Endreß* ein normatives Korsett konstruiert hat, das eine vorurteilsfreie Untersuchung der Bundeskulturpolitik zumindest behindert, präsentiert er dann auch seine Fragestellung und sein Forschungsdesign. Neben der Frage, ob die Kulturpolitik den von ihm herausgestellten normativen Anforderungen gerecht wird, fragt er nach der aktuellen kulturpolitischen Praxis und zwar im historischen und im internationalen Vergleich.

Die Beantwortung dieser Fragen erfolgt in zwei Schritten – erstens einer Struktur- und zweitens einer Funktionsanalyse. Dem schließt sich eine ermüdende, redundante und mit wissenschaftlichen Termini überpflanzte Darstellung seines methodischen Vorgehens an. Die Strukturanalyse selbst setzt bei den rechtlichen Rahmenbedingungen in der Bundesrepublik nach 1945 an, referiert die konzeptionellen Diskussionen um die Ausrichtung der Kulturpolitik in der zweiten Hälfte der 20. Jh.s bis zu den aktuellen Debatten und sucht dann die Schaffung des Bundeskulturministeriums in diesen Kontext einzuordnen. Zur Frage der Motivation für die

Schaffung eines Staatsministeriums für Kultur und Medien im Jahr 1998 beschränkt sich *Endreß* leider darauf, die Argumente des ersten Staatsministers für Kultur Naumann darzulegen und insbesondere den Streit zwischen Verfechtern eines stärker zentralen und eines föderalen Agierens zu skizzieren. Zwar erwähnt er als eine Ursache auch die Erfordernisse eines vereinten Europas.

Gerade darauf hätte er aber tiefergehender eingehen können. *Endreß* referiert anschließend die Zielsetzungen der Bundeskulturpolitik, wie sie im Koalitionsvertrag von SPD und Bündnis 90/Die Grünen beschrieben wurden, eine weitergehende Analyse der Intentionen, die die politischen Akteure mit der Schaffung des Staatsministeriums verfolgten, unterbleibt aber. Vielmehr schreitet *Endreß* gleich zu den Aufgabenfeldern der neuen Bundeskulturpolitik. Bei seiner Kategorisierung macht sich negativ bemerkbar, dass er im Gegensatz zu seinem Kapitel über den „Kulturbegriff“ bei seinen Erörterungen zur Kulturpolitik nicht interdisziplinär gearbeitet und die neuere politikwissenschaftliche und historische Forschung weitgehend vernachlässigt hat. Seine Unterteilung in Ordnungspolitik, Förderpolitik, Auswärtige Kulturpolitik und Medienpolitik ist unausgewogen und operiert auf unterschiedlichen Ebenen, indem sie Interventionsfelder und qualitative Politikfunktionen mischt. Medienpolitische Maßnahmen könnten so z. B. der

Ordnungs-, der Förder- oder/und der Repräsentationspolitik zugeordnet werden.

Für die Auswärtige Kulturpolitik gilt Ähnliches. Der Autor geht auf die Struktur der neuen Bundeskulturverwaltung ein und weist auf deren institutionelle und organisatorische Kontinuität hin, da faktisch lediglich verschiedene Referate aus dem Innen-, Wirtschafts- und Bundesbauministerium in das Staatsministerium für Kultur und Medien verlagert worden sind. *Endreß* behandelt die von ihm herausgestellten Aufgabenfelder der Bundeskulturpolitik detaillierter, wobei die Förderpolitik und die Auswärtige Kulturpolitik besonders ausgiebig beschrieben werden. Er stellt dabei im Einzelnen die Ausgaben für diese beiden Felder dar, die er seitenweise in Tabellenform aufgenommen hat. Dabei fällt zum einen auf, dass bestimmte Angaben in mehreren Darstellungen wiederholt und völlig identisch abgedruckt werden: so die Ausgaben des Bundes in den Jahren 2000 und 2002 in zwei Tabellen und einer graphischen Darstellung. Das trägt nicht zu einer konzisen Darstellung bei, zumal *Endreß* bloß statistisches Material übernimmt und bestimmte, von ihm selbst erwähnte Korrekturen nicht in die Graphiken einarbeitet. Unterschiedliche Programme mit gleichem Inhalt werden in den Tabellen und Graphiken mitunter nicht zusammengeführt, so dass ein falsches Bild der tatsächlichen Entwicklung der Förderung entsteht. Die Frage, welche

Förderrichtlinien die Politik des Bundes letztlich leiten, beantwortet er mit dem Hinweis auf die Kompetenzverteilung zwischen Bund und Ländern. Die Tätigkeit kulturpolitischer Akteure verschwindet bei ihm hinter einmal informell ausgehandelten Vereinbarungen. Auch bei der Untersuchung der von ihm beispielhaft betrachteten Filmförderung vermag er nicht zu deren globalen Intentionen durchzudringen. Er beschränkt sich darauf, ein Instrument, den Deutschen Filmpreis, detailliert vorzustellen und seine Wirksamkeit anzuzweifeln. Für die Medien- und Ordnungspolitik kommt *Endreß* nicht über eine Beschreibung der durchgeführten Maßnahmen hinaus, der er Vorschläge für die weitere Arbeit anfügt.

*Endreß* stellt letztlich lediglich die strukturelle Unübersichtlichkeit der Bundeskulturpolitik fest: „Es gibt so viele Überschneidungsbereiche, dass den kulturpolitischen Akteuren gar nichts anderes übrig bleibt, als sich spezifischen Projekten zu widmen.“ (S.192) Indiz dafür ist ihm, dass die Ausgabenstruktur der Bundeskulturpolitik nicht transparent dargestellt werden kann. Abhilfe könnte da seiner Ansicht nach eine stärkere Verknüpfung von Kulturpolitik und Kulturforschung bringen.

Vielleicht hat der Autor aber auch die tiefer liegenden Intentionen der Bundeskulturpolitik übersehen, weil er, von einem normativen Kulturbegriff ausgehend, der Kulturpolitik einen festen Aktionsrahmen vorgezeichnet hat, seine

Analysemethoden zu einseitig auf offiziellen Verlautbarungen und Haushaltsplänen fußten und er darüber hinausweisende Ziele der unterschiedlichen kulturpolitischen Akteure einfach ignoriert hat. Bezeichnenderweise handelt *Endreß* ökonomische Einflussfaktoren auf das kulturpolitische Handeln in einem ziemlich verloren dastehenden Exkurs ab, statt sie deutlicher mit den Zielen der kulturpolitischen Akteure auf Bundesebene zu verzahnen. Wenn er auch die Einrichtung des Staatsministeriums für Kultur und Medien für sinnvoll erachtet, so ist sie für ihn doch keine revolutionäre Entwicklung, da sie organisatorisch an Vorangegangenes anschließt. Dies ließe sich über das 1959 geschaffene französische Kulturministerium ebenfalls sagen. Dennoch entwickelten die Akteure im Ministerium eine innovative Kulturpolitik, die sich von der vorangegangenen Kunstpolitik entschieden abhob und das Kulturministerium zu einer stabilen Institution gemacht hat.

Neben der historischen Einordnung, die zu deskriptiv und zu wenig problemorientiert ausfällt, unternimmt *Endreß* auch einen internationalen Vergleich der Bundeskulturpolitik. Dabei geht es ihm um Modelle in anderen Ländern, die sinnvoll in Deutschland adaptiert werden könnten. *Endreß* behandelt als Vergleichsfälle Österreich, Frankreich, Großbritannien und die USA. Das Ganze geschieht auf wenigen Seiten (pro Vergleichsfall anderthalb Seiten),

ist eindeutig zu oberflächlich und geht nicht über allgemeine Feststellungen hinaus. *Endreß* hat auch keine einschlägige Literatur zur Kulturpolitik in den einzelnen Ländern herangezogen, weshalb seine Ausführungen zu allgemein und zum Teil Karikaturen sind. Das Ergebnis des Vergleichs ist dann auch bescheiden: die Zusammenarbeit des Staates mit halbstaatlichen oder privaten, gemeinnützigen Organisationen scheint ihm sinnvoll. Auf ebenso dünner Literaturlage handelt er anschließend auch die Kulturpolitik der Europäischen Union ab. Im letzten Teil der Arbeit wendet sich der Vf. der Funktionsanalyse der Bundeskulturpolitik zu. Hier unternimmt er eine Auswertung von 224 Pressemitteilungen, die in der Zeit von Juni 1999 bis Oktober 2002 von unterschiedlichen kulturpolitischen Akteuren (u. a. Auswärtiges Amt, Bundeskanzler, Kulturministerium, Kulturausschuss des Bundestages) veröffentlicht wurden. Die Analyse erfolgt ausgehend von einer Methode, die von ihm als Aktionsapparat genutzt wird, wobei er sie so schematisch gebraucht, dass vor allem die Lesbarkeit des Textes darunter leidet, während der inhaltliche Gewinn eher gering ist. Zwar hat der Autor eifrig gezählt und codiert, und kann so die Zentralität seiner schon im vorangegangenen Abschnitt dargestellten Politikfelder untermauern, die Frage aber, welche Aufgaben Pressemitteilungen haben, was sie vermitteln und eben nicht vermitteln wollen,

kommt bei der Analyse deutlich zu kurz. *Endreß*' Resümee ist dann auch, dass die Bundeskulturpolitik kein Instrument ist, das sich „auf die ganzheitliche Kulturlandschaft bezieht [wie sie es nach seinem normativen Konzept doch sollte – (T. H.)], sondern vielmehr der Befriedigung einiger Interessengruppen und der Schaffung von Solidarität mit diesen dient.“ (S. 231) Filmförderung und Kulturförderung in den neuen Bundesländern sind *Endreß* deutlich zu stark betont. Die Funktion des Kulturstaatsministers ist ihm dagegen zu undeutlich konturiert. Was *Endreß* als Mangel deutet, kann aber auch als besondere Potenz gewertet werden, da eine unklare Stellung dem Kulturstaatsminister Möglichkeiten nach verschiedenen Seiten offen hält.

Die Arbeit kommt insgesamt mit einem umfangreichen theoretischen Instrumentarium, einem unschönen „wissenschaftlichen“ Vokabular und einem bemühten Stil daher. Dass der Band vom Verlag nicht intensiv lektoriert wurde, wird schon am ersten Satz der Einleitung deutlich. Der Teil der Arbeit, der sich tatsächlich dem Thema des Buches, der Kulturpolitik des Bundes, widmet, ist alles andere als theoretisch durchdrungen. Vielmehr handelt es sich um eine detaillierte Beschreibung der Bundeskulturpolitik: der Verwaltung, der Förderinstrumente, der eingesetzten Finanzmittel, der verabschiedeten Gesetze und der Außendarstellung der kulturpoliti-

schen Arbeit. All dies wird an einem normativen Kulturpolitikbegriff gemessen, der keinen Spielraum für die Intentionen der eigentlichen Akteure lässt. Dass diese solche Intentionen haben könnten und dass mit Kulturpolitik vielleicht sogar – analytisch gesprochen – kulturindifferente Funktionen verbunden werden könnten, wird gar nicht in Betracht gezogen, da sich Kulturpolitik und Kulturpolitiker am wissenschaftlich bestimmten Auftrag von Kulturpolitik zu orientieren hätten. Eine zentrale Forderung des Autors ist dann auch, dass der Bund sich mehr dem Sektor der Kulturforschung und der wissenschaftli-

chen Auseinandersetzung widmen sollte (S. 237). Allerdings lehrt der Blick auf das Frankreich der 1960er Jahre, dass auch eine enge Verzahnung von sozialwissenschaftlicher Forschung und Kulturpolitik nicht unbedingt zu einer idealen Kulturpolitik und vor allem nicht zu einer konfliktfreien Verschmelzung von Politik und Wissenschaft führen muss.

- 1 Vgl. u. a. Heft III/ 2005 der Kulturpolitischen Mitteilungen, das sich dem Thema „Bundeskulturpolitik – Bilanz und Ausblick“ wandte.

Thomas Höpel

---

## Autorinnen und Autoren

*Stefan Beck*, Prof. Dr. phil., Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I, Institut für Europäische Ethnologie (stefan.beck@rz.hu-berlin.de)

*Ulrike Bock*, MA, Universität zu Köln, Historisches Seminar (bockulrike@web.de)

*Tsypylma Darieva*, Dr. phil., Humboldt-Universität zu Berlin, SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ (tsypylma.darieva@staff.hu-berlin.de)

*Klaus-Peter Friedrich*, Dr., Marburg (Klaus-Peter.Friedrich@gmx.de)

*Klaus Geus*, PD Dr., Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Geschichte (klaus.geus@ggeo.uni-bamberg.de)

*Helmut Goerlich*, Prof. Dr., Universität Leipzig, Juristenfakultät (goerlich@rz.uni-leipzig.de)

*Lutz Häfner*, Dr., Universität Leipzig, Historisches Seminar/Universität Bielefeld, Schule für Historische Forschung (lkhaefner@web.de)

*Thomas Höpel*, Dr., Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften (hoepel@uni-leipzig.de)

*Deborah Ann Johnson*, Dr. phil., Humboldt-Universität zu Berlin, SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ (deborah.johnson@staff.hu-berlin.de)

*Hartmut Kaelble*, Prof. Dr. Dr. h. c., Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I, Institut für Geschichtswissenschaften (kaelbleh@geschichte.hu-berlin.de)

*Mario Kessler*, Prof. Dr., Yeshiva University, Stern College for Women, Department of History (mariokessler@yahoo.com)

*Roland Ludwig*, Dr., Maintal (Rolandludwigmt@aol.com)

*Verónica Oelsner*, MA, Humboldt-Universität zu Berlin, SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ (veronica.oelsner@rz.hu-berlin.de)

*Susan Rößner*, MA, Humboldt-Universität zu Berlin, SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ ([susan.roessner@staff.hu-berlin.de](mailto:susan.roessner@staff.hu-berlin.de))

*Barbara Schulte*, MA, Humboldt-Universität zu Berlin, SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ ([barbara.schulte@rz.hu-berlin.de](mailto:barbara.schulte@rz.hu-berlin.de))

*Ines Stolpe*, MA, Humboldt-Universität zu Berlin, SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Interkulturelle und intertemporäre Vergleiche“ ([ines.stolpe@rz.hu-berlin.de](mailto:ines.stolpe@rz.hu-berlin.de))

*Wolfgang Wippermann*, Prof. Dr., Freie Universität Berlin, Friedrich-Meinecke-Institut ([wowip@aol.com](mailto:wowip@aol.com))

# REVIEW

## FERNAND BRAUDEL CENTER

A Journal of the  
Fernand Braudel Center for the Study of  
Economies, Historical Systems, and Civilizations

Vol. XXIX in 2006 has a special issue on

**Decolonizing Postcolonial Studies**

and articles on

"New Imperialism or New Capitalism"

"Secular Trends, Long Waves, and the Cost of the State"

"Complexity and the Social Sciences"

Previous Special Issues and Sections still available include:

- XXVIII, 4, 2005 — **In Honor of Vitorino Magalhães Godinho**
- XXVIII, 2, 2005 — **Discussions of Knowledge**
- XXVIII, 1, 2005 — **The Black World and the World-System**
- XXVII, 4, 2004 — **The Environment and World History**
- XXVII, 3, 2004 — **Russia and Siberia in the World-System: German Perspectives**
- XXVII, 1, 2004 — **Directions for World-Systems Analysis?**
- XXVI, 2, 2003 — **Ecology of the Modern World-System**
- XXV, 3, 2002 — **Utopian Thinking**
- XXIV, 1, 2001 — **Braudel and the U.S.: *Interlocuteurs valables?***
- XXIII, 4, 2000 — **Development Revisited**
- XXIII, 1, 2000 — **Commodity Chains in the World-Economy, 1590–1790**
- XXII, 4, 1999 — **Caribbean Migrants to Core Zones**
- XXII, 3, 1999 — **ReOrientalism?**

A brochure containing the Table of Contents of past issues is available on request.

Institutions \$125/yr.  
Individuals \$28/yr.  
Non-U.S. addresses,  
postage \$8/yr.  
Special rate for low gnp  
per capita countries \$10/yr.



Managing Editor, *Review*  
Fernand Braudel Center  
Binghamton University  
State University of New York  
PO Box 6000  
Binghamton, NY 13902-6000

# Aus dem Inhalt

- Hartmut Kaelble* Herausforderungen an die Transfergeschichte
- Stefan Beck* Praktiken der Lokalisierung. Transfer, Hybridisierung und Interdependenz als Herausforderung ethnologischer Beobachtung
- Ines Stolpe* Die Mongolisierung des Sowjetsterns. Ein Beispiel für die Rolle des Zufalls beim Transfer von Symbolen
- Verónica Oelsner/  
Barbara Schulte* Variationen des Anderen: Die Wahrnehmung ausländischer Bildungsmodelle in der argentinischen und chinesischen Modernisierungsdebatte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert
- Deborah Johnson* Wak Ketok Defends Melayu: Mediated Exchange and Identity Formation in late 1930s Singapore
- Tsypylma Darieva* Bringing the Soil back to the Homeland. Reconfigurations of Representation of Loss in Armenia
- Susan Rößner* Ort und Raum. Funktionsmechanismen und Austauschprozesse in spezialisierten transnationalen Gemeinschaften